

Sonntags = Post.

Blätter zur Unterhaltung am häuslichen Herde.

Verlag von C. Weinek in Dresden. — Redacteur: Otto Freitag in Dresden.

Erscheint in Wochennummern von 2 Bogen zum Preise von 10 Pfennigen.

Der Karlsberg.

Ein kultur-geschichtlicher Roman in vier Abtheilungen von Ernst Pasqué.

(Fortsetzung.)

„Mein Leben für dies Wort der Gnade! Ich werde es zu verdienen wissen!“ rief der Forstmeister mit einem wirklichen Enthusiasmus. „Doch dürfen wir keine Zeit verlieren, und wenn Durchlaucht befehlen —“

„Nur noch einige Augenblicke Ruhe gönne mir, der Schlag hat mich — zu schwer getroffen.“

Wieder versank der so arg getäuschte Fürst in sein früheres Schweigen. Doch diesmal hielt dasselbe nicht lange an. Der Born, die Wuth, die ihn erfüllten, gewannen bald die Oberhand, und plötzlich erhob er sich von seinem Sitz.

„Voran!“ rief er mit seiner scharfen Stimme. „Ich muß Gewißheit, meine Rache haben, soll ich wieder ruhig werden können.“

„Wenige Augenblicke später waren Beide wieder in dem gelben Salon angekommen. Destner ergriff seinen Hirschfänger, steckte ihn in seinen Gurt, wobei er die Klinge prüfend in der Scheide lockerte, dann öffnete er seinem Herrn die Thüre, welche nach den Wohnzimmern führte und der Herzog schritt hinaus.

Die noch immer harrenden Lakaien und Höflinge wichen mit lauten Ausrufungen des Staunens, die sie beim Anblick des Herzogs in seinem Nachtkostüme nicht zu unterdrücken vermochten, zu beiden Seiten zurück und Karl durchschritt schweigend, von Destner geleitet, ihre Reihen, dann das leere Deil de Boeuf und den Vorsaal der, ihre Gewehre und Spontons präsentirenden Grenadiere und Offiziere. Lautlos ging es den breiten hellerleuchteten Korridor entlang und bald war der Eingang von Elsa's Appartement erreicht.

Der vordere Raum war leer, doch kaum hatten der Herzog und Destner ihn betreten, letzterer die äußere Thür ins

Schloß gezogen, als auch schon, wie am vergangenen Abend, der riesige Wilde mit seiner hohen Federkrone und der Keule bewaffnet, sich bückend durch die innere Thüre schob. Sobald Jonas den Herzog erblickte, erblickte der Wächter, doch schloß er auch sofort die Thüre hinter sich zu.

Der Herzog kannte wohl die Maskerade, welche Elsa's Laune mit seinem ehemaligen langen Grenadier vorgenommen, doch seine Blicke verfinsterten sich nur bei dem Anblick des armen so barock gepuzten Menschen. Er wollte auf die Thüre zuschreiten, vor welcher der Wilde jedoch unbeweglich stehen blieb.

„Zurück!“ herrschte der Herzog ihn an, mit einer Stimme, die eine furchtbare Wuth durchzitterte.

„Halten zu Gnaden, Euer Durchlaucht,“ entgegnete Jonas unterwürfig, doch mit einer unverkennbaren Bestimmtheit, „es ist mir befohlen worden, Niemand mehr einzulassen.“

„Auch nicht mich, den Herzog, Euren Gebieter?“

„Niemand, so lautet der Befehl meiner Herrin, dem ich nur gehorche, indem ich auch Euer Durchlaucht —“

„Schurke!“ unterbrach ihn der Herzog, dessen Wuth keine Grenzen mehr kannte, da er sich in diesem Augenblick dem riesigen Wächter gegenüber machtlos fühlte.

Destner stand da, wie ein Tiger, bereit zum Sprunge auf seine Beute, die Rechte am Griff seines Hirschfängers, die Lippen fest aneinander gepreßt, das glühende Auge auf den Wächter gerichtet. Er zitterte wohl für den Erfolg seines Unternehmens, jedes allzulauter Geräusch konnte die bis jetzt ahnungslos im Innern des Appartements Weilenden aufscheuchen, Scharfeneck konnte entfliehen und so sein ganzes gut geplantes Thun zu nichte machen. Sand der Herzog die

schlaue Hexe allein, so hatte diese gewonnenes Spiel und er, Destner war verloren, unwiderruflich verloren. Wie Blitze leuchteten diese Gedanken durch sein Hirn, während der folgenden kurzen Wechselreden.

„Nochmals, gib Raum!“ fuhr der Herzog mit den Händen knirschend fort. „Ich befehle es Dir, und gehorchst Du nicht auf der Stelle, so ist's Dein Unglück!“

„Ich darf nicht, Durchlaucht!“ entgegnete Jonas.

„Dann soll Gewalt mir den Weg erzwingen!“ klang es mit dem Ton eines Rasenden.

Fast im selben Augenblick war ein kurzer Wehrruf laut geworden, die lange Gestalt des Wächters taumelte, die Hand fuhr zuckend nach der Brust, aus der ein breiter Blutstrom hervorschoß, dann brach der arme Wilde zusammen und fiel mit einem kaum hörbaren Schalle auf den dicken Teppich des Bodens nieder.

Destner hatte bei den letzten Worten des Herzogs sich nicht länger halten können. Sein Hirschfänger flog aus der Scheide und traf den armen Menschen mitten in die Brust, in das Herz. Der Tod mußte fast augenblicklich erfolgt sein. —

Entsetzt war der Herzog zurückgeprallt.

„Ohne Blut wird es nun einmal in dieser Nacht nicht abgehen!“ flüsterte Destner mit kaltem Hohn. „Voran, Durchlaucht, damit der andere Verräther uns nicht entwiſche.“

Schon hatte der Herzog sich wieder gesammelt und über die blutende Leiche des allzu treuen Wächters, die quer vor dem Eingang lag, hinweg schritt er, von Destner gefolgt, in das Appartement Elsa's, das heute Nacht so Ungeheuerliches erleben sollte.

Während der arme Jonas Wambach für seine Herrin, die er vergötterte, den Tod des Treuen starb, saßen Elsa und Scharfeneck, wie am Abend vorher, in dem gelben Papageien-Salon und plauderten von ihrer Liebe, von dem von Elsa aufgeworfenem Projekt, ohne eine Ahnung von dem Furchtbaren, das sich draußen, ganz in ihrer Nähe entwickelte, und gegen sie selbst im Anzuge war. Der junge Oberst war pünktlich gewesen, zur bestimmten Stunde hatte Melanie ihn eingelassen und zugleich Jonas seine Befehle für den Abend erhalten. Er war gekommen, doch auch mit dem festen Entschluß, seine Geliebte von ihren heimlichen Fluchtplänen abzubringen. Solche paßten ihm ganz und gar nicht, weder für sein eigenes Fortkommen, das durch seine Beförderung zum Oberst sich so glänzend gestaltet hatte, noch für seine Familie, die auf dem Karlsberg wohnte, das Brod des Herzogs aß und somit gänzlich von dessen Gnade abhing. Bei der Prüfung seiner Gefühle, wozu der junge Mann am Tage hinlänglich Zeit gefunden, war er bald zu der Erkenntniß gekommen, daß seine Liebe lange nicht so viel wiege, als sein eigenes materielles Interesse, und so konnte der Entschluß nicht wohl ausbleiben, mit dem er Elsa's Appartement an diesem Abend betreten: lieber erstere, wenn es sein müsse, als das letztere zu opfern. Dennoch war er bald, wenn auch just nicht wankend gemacht, doch andern Sinnes bezüglich der weiteren Entwicklung seines Gedankens geworden. Ach, das arme Herz ist ein so schwaches Ding, die Liebe dagegen so mächtig, besonders wenn sie von einer Frau ausgeht, welche die in solcher Materie erfahrene

Mutter Agnes sehr richtig als ein lebendiges Feuer bezeichnet hatte.

Scharfeneck empfand die Wirkung dieses Feuers gar bald, und mit seinen zwanzig und einigen Jahren dachte er vor der Hand an nichts Anderes, als an den schönen Augenblick, den er denn auch nach Herzenslust auskostete und so viel als möglich zu verlängern suchte. Später sei noch Zeit, sich auszusprechen und auch dies könne ruhig, langsam geschehen, ganz gewiß auch ohne dadurch einen Bruch herbeizuführen.

Doch Elsa dachte just das Gegentheil und führte die gefürchtete Erklärung in ihrer Weise, unerwartet und überraschend schnell herbei.

Noch während einer Umarmung, die an Feurigkeit von beiden Seiten nichts zu wünschen übrig ließ, entwand Elsa sich plötzlich Scharfenecks Armen und deutete auf eine der Goldkonsolen des Salons, auf der ein in ein Tuch geschlagenes Packet lag, das durch seine Form, seine gewöhnliche Umhüllung nicht zu der übrigen Ausstattung des reichen Gemaches passen wollte.

„Was ist das?“ fragte sie mit schelmischer Naivität, gleich wie ein verzogenes Kind, das irgend einem Freunde eine unthwillige Ueberraschung zu bereiten gedenkt.

Scharfeneck, so plötzlich aus all seinen Liebeshimmeln gerissen, schaute eine Weile ziemlich verblüfft auf den sonderbaren Gegenstand, ohne die Frage nur zu begreifen, geschweige denn die rechte Antwort finden zu können.

Das kleine Füßchen Elsa's bearbeitete ungeduldig den Teppich des Bodens, ihr Lächeln war bereits einem allerliebsten Schmollen gewichen, und noch immer sprach Scharfeneck nicht. Da hielt es sie nicht länger, die Arme presste sie stürmisch um den Hals des jungen Mannes, drückte einen flüchtigen, doch heißen Kuß auf seine Lippen und raunte ihm dann neckisch, doch mit ihrem verführerischen Lächeln zu:

„Meine Ausstattung, Süßer!“

Scharfeneck verstand noch immer nicht, er war wo möglich noch verblüffter geworden als vorher. Jetzt aber stampfte das Füßchen der Schönen herb und wirklich unwillig auf den Boden, ihre Augen blitzten fast drohend den Geliebten an und mit Heftigkeit, die sich jedoch bald wieder legte und der früheren Schelmerei Platz machte, rief sie:

„Du willst mich wohl nicht verstehen? — Das Tuch birgt ein Kästchen und in diesem liegen alle die herrlichen Schmuckfachen, welche Deine kleine Elsa so schön machen. O, es gehört viel dazu, und die goldenen, demantenen Mittel meiner Schönheit sind gewiß viele tausend — tausend Gulden werth und natürlich alle mein Eigenthum.“

„Du weißt nur zu gut, daß Du keines Mittels bedarfst, um schön zu sein, wie keine sonst auf der weiten Welt!“ entgegnete Scharfeneck galant, doch ablenkend, denn er hatte endlich verstanden. „Für mich gilt dies auf alle Fälle, ich habe es Dir bewiesen, denn ich liebe Dich, als Du noch das einfache Mädchen des Louisenhofes warst.“

„Erinnere mich daran nicht, jetzt nicht!“ rief Elsa unmutig, „und laß uns lieber von unserem Vorhaben sprechen. Was hast Du beschlossen? Daß Du mir folgen willst, nehme ich als selbstverständlich an und erwarte nur Deine Ansicht

über den Zeitpunkt wann, und die Art und Weise, wie wir unsere Reise zur Freiheit und zum Glück antreten sollen."

"Wenn Du mich anhören willst, Elsa, werde ich Dir meine Gedanken über Deinen Vorschlag mittheilen. Nur mußt Du mir geloben, meine Worte vorher zu prüfen, ehe Du Dich darüber aussprichst."

"Ich gelobe es Dir — mit diesem Kusse."

"Dein Plan, würde er sich in Deinem Sinne verwirklichen lassen, wäre Glückseligkeit für's Leben. Im Prinzip jubelte ich ihm zu, aber, ich zweifle —"

"An seine Ausführbarkeit doch nicht?"

"Eine gemeinsame Flucht wäre leicht zu bewerkstelligen: zwei Pferde heimlich im Walde untergebracht, ein vorsichtiges Entfernen in der Nacht durch die kleine Hintertür und es wäre gethan. In einer Stunde würde die Grenze zu erreichen sein."

"Allerliebste ausgedacht! So wollen wir es halten. Meine Siebensachen sind gepackt, Du wirst nicht viel mehr mit zu nehmen haben, und so können wir denn schon heute Nacht aufbrechen!"

"Laß mich ausreden, Du tolles, liebes Kind! Eine Flucht wäre möglich und sicher — aber was dann? Wohin sollen wir uns wenden, was treiben —"

"Uns lieben bis in alle Ewigkeit!"

"Sehr hübsch und verlockend! — Doch wo von leben? Denn Liebe allein genügt zum Unterhalt zweier Personen nicht. Ich verfüge leider über keine Mittel."

"Haben wir nicht meine kleine Ausstattung?"

"O, die würde nicht weit reichen! und dann wären das Unglück, Mangel und Unzufriedenheit, die gefährlichsten Feinde der Liebe, da."

Elsa verstummte. Dann fragte sie langsam, lauernd:

"Und wie denkst Du Dir dann die Lösung unserer Lage?"

Jetzt galt es. Ein treffendes Wort konnte Elsa überzeugen, sie von ihrer unausführbaren Idee abbringen, dem jungen Obersten seine nicht zu verachtende Stellung bei Hofe, wie sein heimliches Liebesglück erhalten. Keck und mit einem Feuer, das er durchaus nicht auf künstliche Weise zu schüren brauchte, rief er, zugleich Elsa an sich ziehend:

"Wozu im Grunde eine Lösung unserer gegenwärtigen Lage? Sind wir nicht glücklich, selig, können wir es nicht für immer sein? — wenn wir uns die nöthige Vorsicht wahren!"

"Sträubt sich Dein Herz denn nicht dagegen, wenn Du mich in den Armen — eines Andern siehst?" So klang es leise, während der Körper Elsa's an der Brust Scharfeneck's leicht erzitterte.

"Ich weiß, daß Du nur mich allein wirklich liebst und das muß mir vor der Hand genügen!" entgegnete der junge Mann rasch, doch nicht ohne zu erröthen.

"Wohl liebe ich nur Dich und mit aller Gluth, mein Leben gäbe ich für meine Liebe hin!" sagte Elsa jetzt erregt und mit Thränen in den Augen. "Doch Du liebst mich nicht also, ich weiß es jetzt, Deine Worte waren mein Urtheil."

"Wie täuschest Du Dich, Du süßer Engel!" rief Scharfeneck mit glühendem Ton, Elsa dabei stürmisch an sich pressend. Er fühlte sich als Sieger, und galt es nun noch

den errungenen Sieg zu befestigen, wozu er nur seine Leidenschaft für das schöne Weib sprechen lassen durfte.

"Dein Herz," fuhr er fort, "kann nicht glühender empfinden, als das meinige, sein Lieben ist dem deinigen gleich ihm entspringt die Seligkeit meines Lebens, und dürfte es sie nicht mit Dir theilen, so wäre es kalt und todt! Verlange mein Leben, Geliebte, und ich opfere es freudig unserer Liebe!"

"Ich will — Dir glauben — ich muß es!" klang es abgerissen und kaum hörbar unter den glühenden Küssen, womit Scharfeneck nach seinen letzten Worten die Lippen Elsa's bedeckte.

Noch dauerte die Ekstase der beiden Liebenden, da wurde plötzlich die Thüre des Salons mit Gewalt aufgerissen und zwei Männer erschienen auf ihrer Schwelle, von denen der eine einen Hirschfänger in der Hand hielt.

Was nun in dem Papageien-Salon geschah, war das Werk einiger Augenblicke.

"Der Herzog!" rief Elsa mit einem jähen entsetzensvoll klingenden Aufschrei, indem sie sich aus den Armen Scharfeneck's zu winden suchte, der starr und leblos geworden zu sein schien.

"Eine Waffe! — eine Waffe!" kreischte es an der Thüre mit dem Tone eines Wahnsinnigen, zugleich entriß der Herzog der Hand Destners den noch mit Blut besudelten Hirschfänger und stürzte wie toll auf Scharfeneck zu, dem wohl als Räuber seines Glücks und Schänder seiner Ehre sein erster Zorn galt.

Doch noch hatte der Wüthende Jenen nicht erreicht, als Elsa von dem Divan aufgesprungen war und sich mit einem schrillen Angstschrei zwischen die beiden Männer geworfen.

Im selben Augenblick ertönte ein lauter Schmerzensschrei. Der Herzog taumelte zurück und aus seiner Seite rieselte Blut über den hellen seidnen Schlafrock.

Elsa, in ihrer Aufregung wohl nicht mehr Herrin ihrer selbst, hatte einen verborgen gehaltenen Dolch hervorgezogen und blindlings dem Anstürmenden entgegen gestoßen.

"Mord! Mord! — Hilfe!" schrie Destner, der seinen Herrn in seinen Armen aufgefangen hatte und zu einem Sessel geleitete.

Schon stürmten zwei Frauen laut aufkreischend in den Salon und auf den verwundeten Herzog zu. Von diesem ließ Destner jetzt ab und warf sich auf Elsa, der er den Dolch mit leichter Mühe entwand.

Scharfeneck war verschwunden.

Dafür eilte jetzt von der andern Seite schreiend und jammernnd Mademoiselle Melanie herbei und versuchte Frau von Sebeck und Mutter Agnes, welche um den Herzog beschäftigt waren, zu helfen.

Destner hatte mit raschem Griff zwei schwere Seidenfordeln mit ihren Quasten von der nächsten Portiere abgerissen und begann damit Elsa's Hände auf dem Rücken festzubinden. Diese hatte nach ihrer raschen blutigen That einen Augenblick wie betäubt dagestanden, als die Besinnung, die wilde Energie ihr wiedergekehrt, da war es zu einer Gegenwehr zu spät. Unbarmherzig fühlte sie ihre Hände

gefesselt und hörte wie eine Stimme ihr mit einer satanischen Schadenfreude zuraunte:

„Das ist Dein Tod, elende Hege! Der Lohn für Deinen Undank und Verrath.“

Elisa achtete nicht der Worte. In ihrem ohnmächtigen Ringen mit dem starken Feinde irrten ihre Augen in wilder Erregung in dem Salon umher; sie suchten Scharfeneck, der soeben noch sein Leben für seine Liebe eingesetzt, der sie hätte vertheidigen müssen, und sie fand ihn nicht.

Der junge Oberst hatte sich glücklich noch rechtzeitig salvirt.

„Er ist geflohen!“ leuchte die Aermste, Born und Verachtung im Herzen. „Der Feige! — er hat mich nie geliebt!“

Sie fühlte sie ein Weh, das sie bisheran noch nie empfunden, das ihr das Herz wie mit Schwerfischen durchbohrte, und sie weinte.

Mit einer zweiten Seidenkordel band Destner der Wehrlosen nun die Füße zusammen, dann warf er sie mit rauher Hand, wie eine leblose Masse auf den Divan und eilte zu dem Herzog zurück.

Dieser, mehr von dem Schreck, als von dem erhaltenen Dolchstoß darnieder geworfen, hatte sich bereits wieder in Etwas erholt. Die Franen entkleideten ihn des Schlafrocks und untersuchten seine Wunde. Die Waffe, ein kleiner doch scharfer Dolch mit reichem Griff, den der Herzog selber Elisa zum Geschenk gemacht, hatte glücklicher Weise nur die Fleisctheile der Seite getroffen, keiner der Rippenknochen schien verletzt zu sein.

Raum erblickte der Herzog Destner, als er mit einem letzten Rest seiner früheren Wuth ausrief:

„Ihm ach! — Ich muß ihn haben, den Schurken und Beide strafen!“

Destner wollte fortheilen, da hielt eine Frage seines Gebieters ihn zurück.

„Ist die Schlange unschädlich gemacht?“

„An Händen und Füßen gebunden, liegt sie dort auf dem Divan und harret ihrer Strafe.“

„Die soll ihr werden! Doch will ich nicht, daß die ruchlose That publik wird. Nur meinen Leibarzt averlire. Schaffe die Leiche des langen Schust in ein inneres Zimmer, schließe die Thüren des Appartements und wähle Dir die vertrautesten und sichersten meiner Leute — ich gebe Dir Vollmacht, unbeschränkte, zu handeln. Doch eile, damit der Glende mir nicht entkomme.“

Bevor Destner den Salon verließ, wandte er sich noch einmal zu seinem Fürsten hin, und eingedenk seines Bersprechens sagte er hastig:

„Die drei anwesenden Frauen dürfen Eure Durchlaucht als die Ihnen am treuesten ergebene Herzen betrachten. Sie waren es, welche die Unthat entdeckten und mich in den Stand setzten, meinen allergnädigsten Fürsten und Herrn vor fernerm schändlichen Verrath zu wahren.“

Damit verließ er rasch den Salon.

„Ich danke Ihnen,“ sagte der Herzog huldvoll zu den Dreien, dann reichte er Frau von Eisebeck die Hand und fuhr fort: „Und Sie, Juliane, bitte ich, mir zu vergeben, daß ich Sie verkannte, einer solchen — Glenden opfern konnte, die bald an ihrem Herrn zur Mörderin geworden wäre!“

„Ich habe es Euer Durchlaucht gesungen,“ rief die feste Französin. „Erinnern Sie sich nur meines Liedchens damals, als Jene dort ihren Einzug auf dem Karlsberg hielt: Sum, sum, sum! In unserm goldenen Bienenhaufe ist ein neues Bienchen eingeflogen, schöner ist ihr Wuchs, als der ihrer Schwestern, glühender ihr Auge, doch auch ihr Stachel ist schärfer, vor ihm hüte Dich! — Nun, das Bienchen hat heute seinen Stachel gebraucht, schade —“

„Daß es daran sterben muß,“ ergänzte der Herzog mit eisigem Ton.

Die Französin verstummte. In diesem Augenblick trat der Arzt ein.

Fünftes Kapitel.

Zu „Melac“ zu Queichheim.

Der Leibarzt hatte die Wunde Seiner Durchlaucht untersucht und sie im Grunde höchst unbedeutend gefunden, doch erklärte er mit ernstem Gesicht, doch wohl nur um die Wichtigkeit seiner Person und Hülfe in das rechte Licht zu stellen, daß sie, wenn auch nicht lebensgefährlich, doch besorgnißerregend sei. Salbungsvoll pries er den Zufall, oder ein gütiges Geschick, das über gekrönten und gesalbten Häuptern sichtlich wache — wie sich dies ja vor ungefähr dreißig Jahren in Frankreich gezeigt, als der verruchte Damians sein Federmesser auf Ludwig den Fünfzehnten, den Vielgeliebten gezückt — denn wäre die Klinge nur wenige Linien oder gar einen Zoll mehr seitwärts eingedrungen, so wären im ersteren Falle die Knochen der Rippe verletzt, im letzteren direkt das hochfürstliche Herz getroffen worden. Die Frauen schauderten pflichtschuldigst bei dieser entsetzlichen Eröffnung, doch aus der Sophaecke, wo die kleine und doch so große Verbrecherin an Händen und Füßen gefesselt lag, drang ein höhnisches Wort wie ein Mistton in diese so überaus loyalen und passenden Beileidsbezeugungen. Der Herzog erbleichte, die Frauen und der Arzt waren starr vor Schrecken und wußten nimmer den rechten Ausdruck für ihre allertiefste Entrüstung zu finden. Da nahte Melanie, welche nach einem frischen Schlafrock ausgeschickt worden war, und die Aufmerksamkeit wandte sich wieder Seiner Durchlaucht zu. Die Wunde war nothdürftig verbunden, das Blut längst gestillt, und nun verließ der Herzog den unglücklichen Papageien-Salon.

Mademoiselle Melanie erhielt den Auftrag, bei der wehrlosen Gefangenen zu weilen, so lange bis Destner kommen werde, diesen alsdann sofort in die herzoglichen Appartements zu senden.

„Melanie!“ tönte es leise aus der Sophaecke hervor.

„Was befehlen Madame?“ entgegnete die Französin gutmüthig, doch nicht ohne einen leisen Anflug von Spott.

„Lockere mir die Stricke, sie schmerzen mich gar zu sehr.“ —

„Unmöglich! Was würde Herr Destner dazu sagen. Das Unglück ist ehnmal geschehen und Madame müssen die Folgen tragen. Wozu auch gleich von dem Messer Gebrauch machen, stechen und Blut vergießen?“

„Er wollte ihn ja umbringen und da warf ich mich zwischen Beide. Ich weiß nun, daß er es nicht verdient hat, was ich für ihn gethan.“

„Nein, und tausend Mal nein. Er hat Madame nie wahr und treu geliebt, nur zum Zeitvertreib.“

„Was weißt denn Du davon?“

„Ich habe Beweise dafür, denn keinen Abend hat er Madame verlassen, ohne mich geküßt zu haben — wogegen ich mich natürlich nach Kräften sträubte.“

„Du lügst, Melanie!“

„Wenn ich auch nicht so schön bin, wie Madame, so muß ich doch auch meine Vorzüge haben, und wenn ich gewollt, so hätte ich ihn zu meinen Füßen sehen können.“

„Noch einmal, Du lügst!“ klang es jetzt mit wildem Zorn.

„Ich rede die volle Wahrheit. Hat er Sie etwa vertheidigt, Ihnen nur beigestanden im Augenblick der Gefahr, die er doch mit heraufbeschworen? Nein, er ist entwischt, hat seine werthe Person in Sicherheit gebracht, und das war kein Beweis von Liebe.“

„Haßt Recht, Melanie. Er ist ein elender Feigling, der meine Liebe nie verdient.“

„Ein Glück, daß Madame dies einsehen.“

„Melanie!“ klang es nach einer Pause leise und bittend. „Nimm ein Tuch und trockene mir die Augen, da ich nicht im Stande dazu bin.“

„Armes Kind!“ rief die Französin jetzt mit wirklichem Mitgefühl. Sie lief auf die Gefesselte zu und that, wie diese verlangte.

„Was glaubst Du, was man mit mir beginnen wird?“ fragte Elsa nach einer weiteren Pause.

„Madame müssen sich leider auf Schlimmes gefaßt machen. Ich weiß es nicht, doch dort höre ich Jemand nahen, der es Ihnen wohl sagen könnte.“

In diesem Augenblick trat Destner in den Salon.

Elsa wandte ihr Gesicht ab; sie mochte sich wohl der Worte erinnern, welche der Forstmeister ihr zugerant, als er mit den Seidenstricken ihr Hände und Füße gebunden.

Destner hatte rasch und richtig gehandelt und nahte mit einigen alten erprobten Dienern, denen er die Wache der Gefangenen übergeben konnte.

Vorerst versicherte er sich, daß die Bande noch immer fest waren. Dann verschloß er die Thüren des Salons bis auf eine und steckte die Schlüssel zu sich und hieß Melanie das verrätherische Packet nehmen und ihm folgen. Die Hauptthüre des Papageiensalons schloß er von außen und bedeutete zwei der Diener in dem vorderen Zimmer zu wachen, bis er selbst wiederkehren werde, um weitere Befehle zu erteilen, dann entfernte er sich mit der Französin.

In dem zweiten Vorjaal waren die Spuren der Bluthat verschwunden, frische Teppiche bedeckten die Blutspuren und die Leiche des treuen Wächters war bereits fortgeschafft worden. Weiter ging es nach den herzoglichen Appartements. Durch die Vorjale und die Reihen der dort in ängstlichem Staunen harrenden Höslinge, welche wohl entsetzliche Vorgänge ahnten, doch nicht ergründen konnten, was eigentlich geschehen, betraten Destner und Melanie die Zimmer des Herzogs, wo der Arzt, Frau von Eisebeck und Mutter Agnes noch immer um den hohen Verwundeten weilten.

Mademoiselle Melanie setzte das Kästchen mit den Schmuckstücken Elsa's vor den Herzog, der auf einem Divan

ruhte, nieder. Letzterer kannte den Inhalt und die Bestimmung, welche es hatte haben sollen; hatte er doch die verrätherische Unterhaltung Elsa's und ihres Buhlen erlauscht, bevor er zu ihnen eingetreten. Zu Madame Agnes und Melanie gewendet und auf das inhaltreiche Kästchen deutend, sprach er kurz:

„Für Euch! Es mag Euch eine Erinnerung an diese Nacht sein. Geht, doch harret im Vorzimmer meiner weiteren Befehle.“

Küsse bedeckten seine Hand, für welche Mutter Agnes noch ein letztes Restchen ihres verloschenen Feuers gesucht, dann verließen Beide überglücklich den Salon, um sofort in dem Vorzimmer die Theilung der Beute vorzunehmen, wenn es sein müsse durch Würfel, wie es einstens die Kriegsknechte auf Golgatha gethan.

Auch Frau von Eisebeck entließ der Herzog mit Worten, die wohl freundlich waren, doch den Erwartungen der stolzen Frau lange nicht entsprachen. Der Arzt erhielt Befehl, ebenfalls im Vorjaal zu warten, und Seine Durchlaucht war endlich mit Destner allein.

Mit dem Herzog war während der kurzen Zeit eine merkliche Veränderung vorgegangen. Hatte er gleich nach der Katastrophe sich die kleinen Scherze der Französin gefallen lassen, war er selbst darauf eingegangen, wohl weil dies seine Gedanken von der entsetzlichen Gefahr ablenkte, in der seiner Meinung nach sein Leben geschwebt, so empfand er jetzt nur Grimm und ein Gedanke erfüllte ihn: Strafe! Strafe!

„Ist er gefangen, der Verräther?“ herrschte er Destner barsch, mit hell aufloerndem Zorne an.

„Leider, nein!“ entgegnete dieser ohne Zaudern und sich durch den Ton der Rede seines Herrn einschüchtern zu lassen, und während der Herzog ein „Verdammt!“ zwischen den Zähnen knirschte, fuhr Destner fort:

„Dadurch, daß ich die Verbrecherin fesseln, nach dem Arzt laufen mußte, hat der Erbärmliche einen Vorsprung gewonnen, den er geschickt zu benutzen gewußt. Er bestieg sein Pferd und ritt davon, über die Höhe nach den Bruchwiesen. Ich habe ein ganzes Regiment aufsitzen lassen, in der Ebene werden sich die Leute vertheilen und den Flüchtling hoffentlich wieder einfangen.“

„Weiter!“

„Sechs unserer sichersten Leute, auf die wir zählen können, und die ich noch eigens eidlich zu dem erforderlichen Dienst verpflichtete, sind bereits an der Arbeit. Die Blutspuren in dem Vorzimmer sind vertilgt, die Leiche des starrköpfigen Burschen wird in diesem Augenblick im Walde hinter der Eremitage verscharrt. Ihrer Bier brachten sie unbemerkt durch den verdeckten Gang hinaus und die zwei übrigen bewachen die Verbrecherin. Niemand sonst weiß, was vorgegangen, doch ist das ganze Schloß bereits in einer furchtbaren Aufregung, man ahnt, daß etwas Ungeheuerliches geschehen sein muß.“

„Gut. — Es bleibt bei meiner Anordnung. Außer den in den Vorfall Eingeweihten darf weiter Niemand davon erfahren.“

„Was soll mit der Verbrecherin geschehen?“

„Sie muß abgeurtheilt werden, so rasch als möglich.“

„Befehlen Durchlaucht vielleicht, daß das Zweibrücker Gericht in geheimer Sitzung das Urtheil fällt?“

Der Herzog machte eine verächtliche Grimasse. Dann sagte er wegwerfend:

„Damit die hochweisen Herren, die mir so gerne Opposition machen, die Kreatur am Ende gar freisprechen, weil die Wunde nicht tödtlich gewesen! Ja, wenn ich wüßte, daß sie ein Urtheil sprächen, wie damals der Chatelet in Paris in Sachen des Damiens, dann würde ich die Glende ihnen preisgeben. Die Hand, welche die hochverräterische That beging, müßte verbrannt, die entsetzliche Prozedur an ihr erneuert werden, die jener Königsmörder zu erdulden hatte. Dies hätte sie verdient. Doch darauf kann ich bei den Zweibrücker Herren nicht rechnen, deshalb will ich, als ihr Herr und Gebieter, selber Richter sein und ihr Urtheil fällen!“

„Und dies lautet?“

Lauernd blieb der Blick Destners auf seinem Herrn haften. Das Antlitz des Herzogs nahm jetzt einen Furcht erregenden Ausdruck an. Alles Blut schien aus den Wangen und zusammen gepreßten Lippen gewichen zu sein, dafür funkelten die Augen in einem unheimlichen Feuer. Ohne den Forstmeister anzublicken, sprach er langsam, doch mit einem Tone, scharf wie die Schneide eines Richtschwertes:

„Sie muß sterben! Kraft meines Rechtes als regierender Herr dieses Landes, verurtheile ich sie hiermit, daß sie vom Leben zum Tode gebracht werde durch das Schwert.“

Eine Pause entstand.

Destner fühlte sein Herz hörbar schlagen. Er genoß den ersehnten Triumph, und dennoch überkam den finsternen Menschen in diesem Augenblick ein unerklärliches Bangen. Da richtete der Herzog sich rasch mit halbem Leibe auf, blickte seinem Vertrauten voll in das Gesicht und sagte dann hastig, abgerissen, wenn auch jedes Wort scharf und bestimmt klang:

„Tritt näher und höre, was ich beschloss. Während die Weiber und der Arzt um mich beschäftigt waren, habe ich Alles überlegt, und Du wirst es ausführen. Merke wohl auf meine Worte, denn ich wiederhole sie Dir nicht mehr! — Die Gefangene läßt Du sofort, doch unbemerkt, nach der Eremitage bringen. — Dort soll es geschehen. Durch zwei Deiner Leute läßt Du sie in einem der unteren vergitterten Zimmer bewachen. Drei Mann sendest Du noch in dieser Nacht nach Zweibrücken, um die schwarzen Trauertücher aus der Hofkirche herbeizuschaffen. Der große Saal der Eremitage wird damit behängt, der Fußboden belegt. Sind Deine Anordnungen getroffen, nimmst Du einen Wagen und fährst nach der nächsten französischen Stadt, die einen Nachrichten hat — in sechs bis sieben Stunden kannst Du in Landau sein und dort wirst Du finden, was Du suchst. Wie Du den Henker mit seinem Richtwerkzeug hierherbringst, ist Deine Sache — spare des Goldes nicht, nur muß Alles tiefstes Geheimniß bleiben. Bis morgen Nacht erwarte ich Dich mit dem Manne, dann muß es zu Ende gebracht werden. Wir Beide, Deine Leute, der Arzt und meinetwegen auch die Frauen werden dabei zugegen sein. Doch Alle haben vorher einen heiligen Eid abzulegen, während der Exekution wie

auch später über den Vorgang zu schweigen. Nun weißt Du Alles, jetzt gehe und handle. Dein Herzog wird es Dir zu danken wissen. — Kein Wort weiter, gehe! — ich bedarf der Ruhe.“

Destner hatte verstanden.

Mit einer Verbeugung und ohne ein Wort zu erwidern, entfernte er sich aus dem Salon und überließ den Herzog seinem schwarzen Brüten. Der entsetzliche Auftrag hatte selbst den Forstmeister anfangs erschüttert und mit einem Schauer erfüllt. Er sagte sich, daß nur der furchtbarste Haß, gleich mächtig wie früher die Liebe des Herzogs zu dem schönen Weibe, solche Gedanken hatte fassen, sie so rasch in eine bestimmte Ordnung bringen können. Dann ging er ans Werk, das Befohlene auszuführen. Nur sollte das entsetzliche Schauspiel eine Zuschauerin mehr haben, als der Herzog genannt. Destner gedachte sie zu laden und es war — Jانا, die Zigeunerin.

In der Landauer Ebene und nahe bei dieser damals französischen Festung, liegt das Dorf Queichheim, auch „le petit Landau“ genannt. In der Mitte desselben erhebt sich ein großes steinernes Haus, das seine übrigens recht stattlichen Nachbarn weit und stolz überragt. Es ist eine Herberge und trägt den eigenthümlichen Namen „Zum Melac“. Jener fluchwürdige Pfalzverwüster, dessen Name heute zu einem Hundennamen geworden, hat vor etwa hundert Jahren den Steinbau errichtet und bewohnt, der nun, zur Zeit unserer Erzählung, zu einem wohlbekanntem Wirthshause geworden.

Am Nachmittag des Tages nach den soeben geschilderten Ereignissen, langte eine verschlossene Kutsche mit zwei starken Pferden bespannt, von einem Manne in gewöhnlicher Tracht gelenkt, bei den Weiden vor dem Dorfe an. Ein Mann mit einem Mantel angethan, der fast die ganze große Gestalt umschloß, einen niedern runden Hut auf dem Kopfe, entstieg dem Wagen und schritt auf das Dorf und die Herberge „zum Melac“ zu. Dort angelangt ließ er sich in einem besonderen Herrenzimmer Speise und Trank geben und verlangte zugleich Papier und alles zum Schreiben Nöthige. Er warf einige wenige Zeilen auf das Blatt, faltete dasselbe zu einem Briefe, siegelte diesen und setzte dann die Adresse in französischer Sprache darauf:

„Au maitre Joslin

Bourreau de la ville de

Landau.

Dann rief er den Wirth.

Dieser, ein frischer Sechsziger, mit geröthetem Gesicht und weißen Haaren, stand bald mit der Zipfelmütze in der Hand vor dem Fremden, der trotz seiner einfachen Kleidung etwas recht Vornehmes hatte, wie der kundige Gasthalter des „Melac“ dies aus den befehlenden Geberden und Worten, besonders aber aus den finsternen und stolzen Blicken seines Gastes geschlossen.

„Wollt Ihr mir diesen Brief nach Landau besorgen?“ fragte der Fremde kurz.

Der schöne Caddeu.

Erzählung nach authentischer Quelle.

(Schluß.)

Eine Equipage hielt daselbst. Der Baron erkannte das d'Outrillard'sche Wappen auf der Wagenthüre. Er theilte dies dem Polizeilieutenant mit.

„Gut!“ sagte dieser und trat der Karosse nahe. „San Abdesonso!“ flüsterte er dem auf dem Boock sitzenden Kutscher hinauf.

„San Abdesonso!“ lautete es als Antwort von dem hohen Sitze herunter und ein tüchtiger Fluch folgte dem Lösungsworte.

Der Koffelener, dem die kalte Nachtlust auf dem Boock sehr unangenehm geworden zu sein schien, glaubte, mit Vertrauen zu thun zu haben, denn er stieg herab und wendete sich in einer sehr heftigen Rede an den Lieutenant, der ihn ruhig anhörte und statt der Antwort auf die bereits nahe heran gekommenen Polizisten zeigte, denen er zugleich den Befehl zurief:

„Schnell! schnell!“

Ob dem Kutscher die Sache nicht recht geheuer vorkam oder ob er Nachfrage halten wollte, wer die Leute seien, die er im Lauffschritt herbeieilen sah, blieb unentschieden; der Lieutenant verstand ihn nicht, aber indem er auf die in wenig Augenblicken den Wagen erreicht habenden deutete, sprach er wieder:

„San Abdesonso.“

„San Abdesonso?“ wiederholte der Kutscher erstaunt.

„Nehmt ihn fest, und fort mit ihm!“ lautete jetzt der Befehl des Lieutenants.

Sofort fielen die Polizisten über den Spanier her, den der Schreck dieser unerwarteten Ueberraschung der Widerstandskraft beraubte, so daß er nach kurzer Gegenwehr, auf's Vollkommenste unfähig gemacht, sich zu rühren, ihr Gefangener war, dessen Hände man fest auf den Rücken band und einen Strick als Schlinge um seinen Hals legte, so daß jeder Versuch von seiner Seite, sich zu befreien, nur mittels eines etwas kräftigen Anziehens des Strickes vereitelt werden konnte, weil ihm dadurch die Kehle zugeschnürt wurde.

„Zwei in den Wagen, Einer auf den Boock, das Lösungswort ist „San Abdesonso!“ Es kann sein, daß einer oder der Andere der Schurken den Wagen zu seiner Flucht benutzen will. Ihr wißt, wohin Ihr ihn bringt.“

Mit diesem Kommando eilte der Polizeilieutenant an der Seite seines Begleiters, der mit Erstaunen dieser raschen Prozedur zusehen hatte, die nur wenige Minuten in Anspruch genommen, dem Gebäude zu, in dem der Ball gehalten wurde.

Wir haben schon gesagt, daß die von der großen Oper gegebenen Bälle jederzeit ungemein animirt und von Kavaliern in Menge besucht waren. Die Lust ging da in hohem Mogen, die Damen der Bühne strahlten als Sterne erster Klasse in den reichsten Kostüms und die jungen und alten

Herren umflatterten sie gleich Schmetterlingen. Der fast blendende Lichtglanz, die rauschende Musik, der Genuß feuriger Weine — alles das wirkte mit, diese Bälle zu den besuchtesten zu machen. Man hatte da nicht zu fürchten, daß man von einem Hauche Langeweile durchkältet werde. Jeder, der sich hier eingefunden, suchte und fand Vergnügen, ohne von jenen starren und das freie Gebahren belästigenden Etiketteschranken, die in den hohen Adelskreisen stets vorwalten, sich eingeengt zu fühlen.

„Beim Barte Muhamed's, der der ausgezeichnetste Weiberkenner war, ich bin so lustig, so selig, daß ich stark daran zweifle, man könne im Himmelreiche so viel Vergnügen finden, wie hier!“ rief der Vicomte Saint Hilaire, nach einem eben beendeten Tanze zu seinen Freunden an's Büffet zurückkehrend. „Diese Bertin tanzt wie eine Göttin, man glaubt, sie schwebt in der Luft, so leicht, so gehoben fühlt man sich. Sie hat mich entzückt — und ich habe sie so lange gepeinigt, bis sie mir auch den nächsten Contretanz zugesagt hat.“

„Nun, Jeder hat sein Entzücken auf andere Manier,“ äußerte einer der Kavaliere lachend. „Ich stehe fast eine Stunde hier am Büffet und habe mein Vergnügen daran gehabt, unserm liebenswürdigen Freunde Leveraux zuzusehen, mit welchem unverwüßlichen Appetite er die ganze Zeit über gespeist hat.“

„Haltet Euch doch nicht immer über meinen Appetit auf!“ schalt der gute Esser. „Man sollte wahrhaftig glauben, Ihr thätet's aus Neid. Mein Himmel, ich bin so mäßig, ich verzehre nur immer einen Bissen nach dem anderen.“

Ein ungeheueres Gelächter erscholl.

„So überzeugend hat sich noch keine Menschenseele vertheidigt, wie Leveraux!“ rief der Vicomte. „Hektor, süßer, mit dem besten Appetite von der Welt gesegneter Freund, Julien hat den Nagel auf den Kopf getroffen. Du bist unter einem hungrigen Kometen geboren. Das steht bombensfest. Aber halt, was fällt mir ein! Julien, Du — —“

„Nun, was!“

„Mademoiselle Bertin, die erste Grazie unseres Ballets, hat mir den nächsten Contretanz zugesagt; ich trete Dir ihn ab. Ich bin Dir Revanche schuldig, Du gestattetest mir, Deine schöne Braut bei dem prächtigen Diner, das uns Graf l'Estanges vor einigen Tagen gab, zu unterhalten, eine Freundschaft, die ich zu schätzen weiß — ich habe keine Braut, keinen Hausstand; aber doch eine Tänzerin, die jedenfalls eine Lieblingstochter Terpsichore's (Göttin des Tanzes) ist — Du sollst das Vergnügen haben, mit ihr zu tanzen. Ich kann wahrhaftig nicht mehr thun, um Dir meinen Dank, meine Freundschaft zu beweisen.“

„Gott sei gepriesen, daß er mich nicht zu dieser Stra-

paze auferforen hat!" rief der mit gutem Appetite gesegnete Leverage.

Marquis Julien war sichtlich bestrebt, dieses Zeichen der Freundschaft von sich abzulenken, er machte geltend, daß er hinsichtlich der französischen Tanzkunst noch ein Schüler sei, wenngleich er in seiner spanischen Heimath den Fandango oder Bolero gern getanzt hätte; indeß der Vicomte bestürmte ihn so lange, bis er, da auch Andere demselben beistimmten, endlich Ja sagen mußte.

Eine kurze Trompetenfanzare gab den Tänzern das Zeichen, sich zu sammeln, um des Beginnes des Contretanzes gewärtig zu sein.

„Viel Vergnügen, Julien!" rief Leverage dem vom Vicomte vom Büffet Fortgeführten nach — „ich werde, Dir zu Ehren, noch eine Kleinigkeit von dieser Mal-Pastete naschen.“

Indem Marquis Julien an Saint Hilaire's Seite zu Mademoiselle Alice Bertin sich begab, fühlte er sich keineswegs heiter gestimmt, er war wirklich kein guter Tänzer. Eine Unzufriedenheit mit sich selbst machte ihn ärgerlich. Hätte er nur eine Viertelstunde früher den glänzenden Schauplatz des Vergnügens unbemerkt verlassen, um sich an einen anderen Ort zu begeben, wo man ihn an diesem Abende erwartete, so würde er dem zudringlichen Saint Hilaire entgangen sein. Eine ihm ganz unbekanntes Beängstigung, über die er sich keine Rechenschaft zu geben wußte, überfiel ihn, als er durch den von einer Menge Kron- und Wandleuchtern tageshell erleuchteten Saal schritt, die Grüße und ihm lachend zugerufenen Scherzworte von ihm bekannnten Kavaliern machten keinen erheiternenden Eindruck auf ihn, ja sie klangen ihm wie Hohn in's Ohr. In einer solchen Stimmung hatte er sich noch nie befunden, sie war ihm durchaus fremd; aber er fühlte die Nothwendigkeit, sich zu beherrschen.

„Dort — eben steht sie auf — köstliche Figur, auf Ehre! — höchst grazios — das ist Mademoiselle Bertin — ich meine die in dem meergrünen Kleide mit der Rosengarnitur — siehst Du sie, Julien?"

„Ja. Sie trägt einen Aufsatz à la Turque mit breit auf die Schultern herabhängenden Goldquasten.“

„Ganz recht, sie ist vertauselt hübsch, nicht wahr? D, mein Geschmack wendet sich niemals mittelmäßigem Gute zu.“

Julien gab keine Antwort. Ein höchst widriger Anblick hatte ihn fast erschreckt. Die ihm bestimmte Tänzerin wendete sich nach der hinter ihrem Sessel befindlichen Loge und sprach mit Jemand in derselben sich befindenden, in welchem er den Baron François de Latour, eine ihm tief verhaßte Persönlichkeit, erkannte.

François mußte ihn bemerkt haben, denn über sein poekennarbiges Gesicht flog ein seltsames Lächeln.

Leise murmelte Julien einen Jenem geltenden Fluch.

„Mademoiselle!" rief Vicomte Saint Hilaire, zu der Ballerina herantretend, „Sie waren so gütig, mir das Vergnügen zuzusagen, Ihr Kavaliere beim Contretanz zu sein. Die Schilderung, wie glücklich es mich gemacht hat, mit Ihnen zu tanzen, hat meinen theueren Freund, den Herrn Marquis d'Outrillard, bewogen, mich zu bestürmen, ihm die Freude zu gönnen, an meiner Stelle Ihr Kavaliere sein zu

dürfen. Werden Sie sich mit diesem Tausche einstimmend erklären?"

Mademoiselle Alice Bertin blickte den ihr Vorgestellten so scharf und durchdringend an, daß derselbe unwillkürlich die Augen niederschlug.

„Niemals!" rief sie dann laut mit allen Zeichen des Abscheues.

Der Vicomte war bei dieser unerwarteten Entgegnung der jungen Dame wie vom Blitze getroffen, er taumelte, vollkommen perplex, einige Schritte zurück, sie anstierend, und fand kein Wort, das ihm jetzt zur Verfügung gestanden hätte, seinen Schreck auszudrücken.

Dieser Vorgang konnte in einem, wenn auch noch so großen, aber von so vielen Personen gefüllten Raume nicht unbeachtet bleiben.

Im Nu hatte sich eine ziemlich dichte Gruppe von Kavaliern und Damen um diese drei Personen geschlossen; Julien sah die Blicke Aller auf sich gerichtet, er fühlte die Nothwendigkeit, handelnd aufzutreten, der Moment war verhängnißvoll, wenn er den von der Ballerina durch deren Weigerung auf ihn geschleuderten Schimpf nicht sofort zu nichte machte.

„Sie werden mir erklären, Mademoiselle, welche Bedeutung Ihr gegen mich ausgesprochenes „Niemals" hat!" rief er.

„Ich will keine Gemeinschaft mit einem Verbrecher haben — diese Bedeutung hat es," antwortete die Aufgeförderte.

„Wie? Verbrecher?! der Marquis ein Verbrecher?!" schrie man mit Entsetzen laut auf und wich von ihm zurück.

Julien stürzte in Wuth versetzt auf Alice zu, aber ehe er sie, die laut aufkreischte, erfassen konnte, erscholl aus der Loge, wo er den Baron François gesehen hatte, der von diesem mit aller Anstrengung, der seine Stimme nur fähig war, über die Häupter der Anwesenden hintönende Ruf:

„Laddeo!"

Dieser Namensruf machte eine fast versteinemde Wirkung auf Julien. Er starrte nach dem Baron hinauf, als sähe er ein Gespenst, der ohne Bögern abermals seine Stimme erschallen ließ in der Erklärung:

„Er ist der berühmte spanische Räuberhauptmann Laddeo!"

Wirres Angstgeschrei der Damen und der Ruf mehrerer Kavaliere: „Ergreift ihn!" schwirren durcheinander.

Der Erkannte fühlte den Zusammenbruch der verwegenen Rolle, die er hier gespielt; aber die Wuth umnebelte seine Sinne; aus einer verborgenen Tasche seines reich gestickten Kleides riß er ein Dolchmesser heraus, dessen Klinge im Lichte der Kron- und Wandleuchter funkelte, und schleuderte es mit solcher Gewalt gegen François, daß, hätte die Waffe ihn wirklich in die Brust getroffen, er unter allen Umständen ein Ermordeter gewesen wäre, doch eine rechtzeitige, glückliche Wendung des Körpers rettete diesen vor sicherem Tode.

Ein furchtbarer Fluch über dieses Mißlingen ging über Laddeo's Lippen, dann überblickte er die ihn im weiten Kreise Umgebenden, und wie ein kühner, vom Feinde gehetzter Schwimmer vom Gipfel eines Felsens, der ihn keinen anderen Ausweg zur Flucht mehr übrig läßt, warf er sich plötzlich

mit beiden zum Schlage hoch gehobenen Armen auf die Menge, die wild ausschreiend auseinander stiebte, und gewann sich freie Bahn. In dem kleinen Vorsaale fand er Ignatio bereits im harten Kampfe mit Polizisten, die sich dessen bemächtigen wollten, sein Hinzukommen rettete diesen vom Unterliegen, und in wilden Sägen entsprangen Beide dem Hause, die Verfolger ihnen nach.

„Zum Wagen!“ rief Julien seinem etwas schwerfälligen Kameraden zu.

Ihre Flucht gelang, die Verfolger, von ein paar ihren Weg kreuzenden Equipagen aufgehalten, blieben ein ziemliches Stück hinter ihnen zurück.

Daß Julien bei der Eile über einen im Finsternen nicht bemerkten Stein fiel, brachte seinen Gefährten zu einem Vorsprunge, daß er eher an den auf der bestimmten Stelle harrenden Wagen gelangte und dessen Thür aufriß, um dem ihm auf dem Fuße Folgenden die Flucht zu erleichtern. Indem Julien in den Wagen sprang, wollte sich Ignatio auf den Bock zum Rutscher schwingen, aber ein gut treffender Faustschlag von diesem stürzte ihn rücklings herunter. Aus dem Innern der Karosse, deren Gespann, durch scharfe Peitschenhiebe angetrieben, wie toll durch die nachtfinsternen Gassen jagte, erscholl Geschrei. Die beiden darin sitzenden Polizisten hatten, ehe sie den Eindringling übermannen konnten, einen harten Kampf mit ihm zu bestehen, aber als der Wagen nach kaum einer halben Viertelstunde im Hofe des Polizeigebäudes hielt, hatte man Julien ganz kampfunfähig gemacht, denn man hatte ihn auf den Boden niedergewürgt und die Faust eines der beiden auf ihn knieenden Polizisten umspannte seinen Hals, um ihm bei dem geringsten Merkmale neuer Widerseßlichkeit das Athmen unmöglich, ihn also unfähig zum Widerstande zu machen.

Ignatio wurde von den Nachseßenden am Boden bewußtlos liegen gefunden, sein Fall hatte ihm eine schwere Verletzung des Hinterkopfes und einen Beinbruch zugezogen

Graf l'Estanges, seine Gemahlin und Comtesse Louison vernahmen am nächsten Vormittage mit Entsetzen das Ereigniß dieser Nacht, das ihnen von einem der höheren Polizeibeamten mitgetheilt wurde, zugleich mit der Anzeige, daß die Ergreifung der Räuberbande dem Baron François, der Ballettänzerin Mademoiselle Alice Bertin und dem ehemaligen Diener des Marquis d'Outrillard, dem Mathien, zu danken sei.

„Und warum schwiegst Du, François, von diesem entdeckten Geheimniß gegen mich?“ fragte Graf l'Estanges.

„Mein Herr Graf, Sie haben den armen Waisenknaben François de Latour mit dem Brosamen Ihres Ueberflusses gesättigt, aber er galt Ihnen nicht als der Sohn eines Edelmannes, Sie behandelten ihn nur wie einen Diener, dem Sie Brod und Lohn gaben. Ich war nichts in Ihren Augen, weil ich arm war. Wie hätte ich es wagen sollen, Ihnen ein Geheimniß anzuvertrauen von solcher Wichtigkeit, in Ihrem Stolze würden Sie mir nicht geglaubt, mich für einen Wahnsinnigen oder Verleumder gehalten haben; darum mußte ich schweigen und handeln, denn es galt die Rettung Ihrer Tochter. Der Himmel sei gepriesen! Louison ist ge-

rettet von der Schmach, die Gemahlin eines Straßenräubers zu werden, der in seiner unerhörten Frechheit es sicher bis dahin getrieben haben würde. Sehen Sie das, was ich zu Louison's Rettung that, als den Dank für die mir von Ihnen erzeugten Wohlthaten an. Ich bin zu arm, um sie auf andere Weise vergelten zu können.“

„Nein! nein! François,“ sprach Louison erregt, „Du bist nicht arm. Die Hälfte des mir von meinem verstorbenen Vater zugefallenen Erbtheiles ist Dein. Biete es nöthigenfalls meinem Großvater als Ersatz für die Nahrung, die Kleidung und das Taschengeld, das er Dir großmüthig ausgeworfen. Kein Anderer, als Du, soll mein Gemahl werden, das schwöre ich Dir zu! Daß Du mich liebst, ist ja mehr werth als der Besitz vergänglicher Reichthümer. Du hast mich nicht allein gerettet vor der Entehrung, die Beute eines verworfenen Betrügers zu werden, Du hast mich auch befreit von dem Zwange, ein willenloses Geschöpf meines Großvaters zu bleiben. Des Königs Majestät wird meine Bitte um Freiheit meines Willens nicht zurückweisen.“

Nach dieser Erklärung trat sie an François heran, bot ihm die Hand und fügte hinzu:

„Dein für immer!“

Fühlte sich der stolze, den Menschen nur nach seinen Reichthümern schätzende Graf Großvater schwer durch diesen Vorgang gedemüthigt, so kam noch etwas hinzu, was ihn noch schwerer beugte. Seine Gemahlin rief in höchster Angst: „Ach, um aller Heiligen willen, Louison's und mein Schmuß befindet sich in des Schändlichen Händen!“ Der Werth beider Geschmeide belief sich auf ungefähr eine halbe Million Franken.

Der falsche Marquis hatte die eitle alte Dame dahin zu beschwachen gewußt, ihm die alten Erbkleinodien zur Versorgung neuer Façonirung anzuvertrauen.

Bleich vor Schreck über diesen Verlust verließ Graf l'Estanges das Zimmer, um, wenn es noch möglich sei, die Mittel zu ergreifen, diese Werthe wieder zu erlangen.

Der alte Marquis d'Outrillard lag schwer erkrankt darnieder, die Entdeckung, welch' eines ungeheueren Frevels Beute er geworden war, hatte ihn zu tief erschüttert.

In den hohen Kreisen gab es für lange keinen anderen Unterhaltungsgegenstand, der durch Taddeo's eigene, mit prahlerischer Frechheit gemachte Ausfagen in täglich neuer Spannung erhalten wurde. Es schien ihm Vergnügen zu gewähren, im Verhöre seine Schandthaten gleichsam leuchten zu lassen. Als früherer, seines kaltblütigen Muthes wegen, berühmter Matador in den Stiergefechten hatte er, durch einen Mord gezwungen, sich in die schützenden Pyrenäen-Gebirge geflüchtet und bald war sein Name daselbst furchtbar geworden, als Oberhaupt einer zahlreichen Räuberbande, da er seinen Willen zum unabänderlichen Gesetz zu machen verstand. Mit Vergnügen erinnerte er sich seiner auf dieser Laufbahn begangenen Gräueltthaten.

Der echte Marquis Julien d'Outrillard war mit zwei seiner Diener auf der Reise nach Paris überfallen und erschlagen worden.

Ein in dem Koffer des jungen Marquis von dessen Mutter an seinen Vater vorgefundener Brief enthüllte ihm den Stand der Verhältnisse zwischen dem Marquis und

seinem Sohne, und die Idee, auf Grund dieser Kenntnisse die Rolle des erschlagenen jungen Edelmannes zu spielen, stieg in des Räuberhauptmannes Kopf auf.

Er selbst machte der Marquise unter dem Namen eines Edelmannes, eines Freundes ihres Sohnes, einen Besuch auf Falmentria, wodurch er nicht nur diese Dame, sondern auch ihr Besitzthum genau kennen lernte. Auf seine Bitte gewährte sie einem seiner von ihm auf's Beste empfohlenen Diener, welcher wegen Kränklichkeit sich nicht getraue, die Reise nach Paris mitzumachen, nicht nur ein Unterkommen in ihrem Hause, sondern nahm ihn, da derselbe als ehemaliger Advokat geübt in allen einem Sekretär nöthigen Kenntnissen war, als solchen, da sie viel mit Augenleiden zu kämpfen hatte, sogar in ihren Dienst.

Solchergestalt hatte sich Taddeo des Mittels bemächtigt, jeden vielleicht von des Marquis Vater an seine Gemahlin gesendeten Brief kennen zu lernen, und Ignatio, der ihn nach Paris begleitete, besaß, trotz seiner kolossalen Größe, die schöne Gabe, Handschriften auf's Täuschendste nachzumachen, eine Kunst, die ihn vor Jahren auf die Galeere gebracht hatte, welcher Strafe er nach einem Jahre glücklich entflohen, um dem Räuberleben, als einem ganz natürlichen Freiherrenstand, sich in die Arme zu werfen.

Taddeo's Plan in Paris gelang vollkommen.

Als Sohn des reichen Marquis gewann er Eintritt in die hohen Adelskreise und seine muthige That in Gegenwart des Königs hatte ihm dessen Gunst erworben.

Jetzt, wo die Wahrheit entdeckt war, welcher Verbrecher er sei, kam so Vieles an den Tag, was Niemand unter anderen Umständen für glaubbar gehalten hätte. Nicht nur die zahlreichen glücklich ausgeführten und von großem Scharfsinn zeugenden Einbrüche waren von seiner Bande begangen worden, er selbst hatte unter dem Siegel des Geheimnisses enorme Summen zu hohen Zinsen von Wucherern zusammengeliehen.

Wer hätte denken sollen, daß der reiche Erbe d'Outrillard, welcher im Begriffe stand, eine so glänzende Partie zu machen, auf Betrug ausgehe!

Der Schmuck der Gräfin l'Estange und ihrer Enkelin Louison, die in seine Hände gekommen waren, machten mit dem Geschmeide, welches der Marquis Vater ihm zum Geschenk für die Comtesse übergeben, fast allein eine Million Franken aus, wurden aber, da Taddeo's Arretur so unerwartet erfolgte, noch in dessen mit Beschlag belegtem Eigenthum, ebenso wie die von demselben entlehnten Geldsummen, vorgefunden.

Ein für die nächsten Tage bestimmter Einbruch in die königliche Schatzkammer sollte als Hauptschlag die Heldenthaten Taddeo's und seiner Bande als Schlußwerk krönen, dann wollten sie während der Nacht und nachdem er sich noch des baaren Vermögens des Marquis Vater bemächtigt hatte, Paris eiligst verlassen.

Dem Henker von Paris stand viel Beschäftigung in Aussicht. Das über die größte Zahl der Räuber gesprochene Urtheil lautete auf Tod.

Taddeo entging der Ausführung dieses ihm bestimmten Schicksals. Wenige Morgen vor der Hinrichtung fand man ihn mit gebrochenen Gliedern und zerschelltem Schädel entseelt im Gefängnißhose liegen. Mit übermenschlicher Kraft hatte er das Gitter seines Kerkerfensters aus der Mauer gerissen und sich hinabgestürzt. Die Anderen entgingen ihrer Strafe nicht.

Marquis d'Outrillard überlebte den ihn getroffenen Schicksalschlag nur ein Jahr. Ihn quälte bis zum letzten Hauche der Vorwurf, einen Theil von Schuld an seines Sohnes Tode durch Räuberhand auf seiner Seele lasten zu wissen. In dem ungerechten Verdachte gegen seine schuldlose, treue Gemahlin, oder vielmehr an seinem Schweigen gegen sie, hatte er unwissend diesen Mord am eigenen Sohne schon damals angebahnt, als er sich von ihm und dessen Mutter trennte.

Laborde und Mathieu waren seine treuen Pfleger bis zu seinem letzten Athemzuge.

Mathieu war ehrlich genug, als er durch ein bedeutendes Legat seines alten Herrn zum wohlhabenden Manne geworden war, dem Schänkmädchen aus dem „Ballfisch“ seine Hand zu reichen, und Herr Laborde, der seinen Herrn Marquis nur ein paar Jahre überlebte, wohnte und starb bei seinem Pather Mathieu, der in Gemeinschaft mit seiner jungen Frau ihn trennlich wie einen Vater pflegte.

Graf l'Estanges war bei Seiner Majestät dem Könige in schwere Ungnade gefallen und zog sich auf seine Güter in der Provinz zurück. Baron Francois de Latour jedoch führte mit Genehmigung des Königs Comtesse Louison als Gemahlin heim.

Mademoiselle Alice Vertin war aus dem Ballet geschieden und lebte, durch eine königliche Pension unterstützt, bei Louison als deren theuerste Freundin.

Noch lange erzählte man sich am Hofe von dem Räuberhauptmann Taddeo.

Franz Lubojahny.

Consequenzen.

Eine Soldaten-Geschichte von Robert Bhr.

(Fortsetzung.)

Die Melodie, die O'Neil vor sich hin pffiff, wechselte jetzt auf einmal; aus dem trivialen Gassenhauer wurden die sentimentalen Töne von C. M. von Weber's

„Durch die Wälder, durch die Auen“.

„Sagt' ich's nicht, wir haben ein Herz!“ jubelte Keuzen.

„Veiblieb Nummer Zwei. Die elegische Stimmung kehrt ein oder vielmehr, sie kehrt sich heraus; denn da ist sie immer, nur verhüllt durch das rauhe Kleid der Alltäglichkeit. Aber es fällt, wenn die sieben Draht- und Schmirrsiegel des silberköpfigen Buches gesprengt werden — paff! — und glänzend

steht er in voller Jugendschöne vor uns — der uns erst noch so trüb und herb erschien — our old boy Ned.“

„Durch die Wälder, durch die Auen.“

„Haben Sie etwa auch einen Fehlschuß gethan, Max?“ fragte lachend das übermüthige Kind an Geisenbach's Seite.

„Bah, ich schieße nie fehl!“ versetzte D'Neil.

„Gratulire Dir!“ sagte Keuzen, indem er seines Freundes Glas von Neuem füllte; „singst Du auch nie fehl?“

„O, Ned kann nur pfeifen!“ rief Geisenbach.

„Er würde seiner Geliebten eine Serenade vorpfeifen,“ lachte Louise auf.

„Nein, das würde ich nicht,“ wehrte sich der Geneckte, „ich würde singen.“

„Das möchte ich hören!“

„Es würde mir einen Begriff von dem Wohltaute der königlich großbritannischen Dudelsäcke geben.“

„Ich glaube gar, da könnte man eine irische Uebersetzung der D'Neil'schen Liebshymnen hören.“

„Bah, Ned würde meinen, zu singen, und indessen würde er pfeifen.“

„Nein,“ rief D'Neil gereizt, „ich würde nicht pfeifen — ich würde singen. Ich will der Beweis geben und der schönste Mädchen von der Stadt eine Serenade bringen.“

„Also mir?“ riefen die beiden Theaterprinzessinnen fast gleichzeitig.

„Nein, ich sage der schönste Mädchen.“

„Ah, das ist eine Beleidigung!“ rief Adele.

„Er sagte ja ausdrücklich: das schönste dieser Stadt,“ beruhigte Keuzen die erbitterten Schönen.

„Ja, nur die schönste von der Welt!“ betheuerte D'Neil, dessen Gesicht in tiefe Gluth getaucht war, was aber mehr die Wirkung des allzu reichlich genossenen Weines, als der Begeisterung für die Schönheit zu sein schien.

„Und wer ist denn dieses Weltwunder, wenn man fragen darf?“ warf Adele hochmüthig hin.

D'Neil hatte sich erhoben und hielt das volle Glas mit ziemlich unsicherer Hand hoch empor; mit einem gewissen ritterlichen Aplomb, der alle Welt für seine Dame zum Zweikampf fordert, sah er um sich und rief:

„Ein cheer for Miss Toison! Mademoiselle Toison ist der schönste und soll hoch leben!“

Lachend und jubelnd stießen die Anderen an.

„Ich werde eine Serenade ihr bringen,“ säuselte D'Neil.

„Das wirst Du bleiben lassen,“ warf Keuzen ein, „denn Mademoiselle Toison wohnt in des Obersten Hause.“

„Nein, nein, das werden Sie bleiben lassen,“ hänselten die Theaterprinzessinnen.

„Wer will mir das verwehren,“ brauste D'Neil auf. „Auf der Stelle will ich fort! He, Fanny!“

Fanny kam herbeigesprungen, hielt sich aber dies Mal in respektvoller Entfernung vom Oberlieutenant.

„Schöne Fanny, auf einen Augenblick Ihre Guitarre.“

Fanny hüpfte von dannen und in wenigen Minuten hatte er die Gewünschte in seinen Händen. Prüfend überglitt seine Hand die Saiten und suchte einige Stimmung in dieselbe zu bringen, was ihm bis auf das A auch gelang, er stimmte nochmals und diesmal war das A so rein, wie ein neapolitanischer Sommerhimmel. D'Neil rupfte zwei

Mal an der Guitarre, wirbelte eine halbe Minute lang und nickte befriedigt dazu. Das blaueidene Band schlang er um seinen Hals, und mit der Rechten ergriff er den großen Gartenleuchter. Er wandte sich zum Gehen.

Jetzt, da die beiden Kameraden sahen, daß er wirklich Ernst machte, warfen sie sich ihm entgegen und suchten ihn zurückzuhalten; aber das war vergebene Mühe, denn D'Neil hatte sich's einmal in den Kopf gesetzt, und da konnte ihn nichts mehr davon abbringen. Trotz der großen Quantität geistiger Getränke, die er zu sich genommen, war er doch nicht berauscht, wenn die Dämpfe des Champagners und Cognacs auch ihren Theil an seinem Starrsinn haben mochten. D'Neil war auch kein Narr, sondern ein ganz tüchtiger Offizier, der seinen Dienst mit außerordentlicher Genauigkeit und Umsicht verrichtete, und darum auch bei seinen Vorgesetzten im Ganzen wohl gelitten war, — aber er hatte, was man in Schwaben „einen Streich“ nennt, nämlich eine gewisse Anlage zu extravaganten, bizarren Ideen und zu sonderbaren Gewohnheiten. Dazu kam noch die eiserne Consequenz, womit er einen jeden Vorsatz und auch jeden hirnverdrehten Einfall ausführte, besonders wenn man ihn durch Zweifel gereizt hatte.

Im vergeblichen Bemühen, den Kameraden zurückzuhalten, war die ganze kleine Gesellschaft bis vor die Thür des Wirthshauses gelangt, und D'Neil eilte mit langen Schritten quer über den Hauptplatz zur Einmündung der großen Straße, deren Eckhaus die Wohnung des Obersten bildete.

Dort angelangt, nahm D'Neil den Gartenleuchter in die linke Hand und räusperte sich.

Keuzen, der ihm mit Beschwürungen bis hierher gefolgt war, wagte noch einen Versuch.

„Freund,“ sagte er, „lösche doch wenigstens das Licht aus, damit Dich der Oberst nicht sieht. Zum Glück steht heute Vollmond im Kalender, die Laternen von Grobbobelsdorf sind nicht angezündet und die Wolken sorgen für eine gehörige Finsterniß. Lösche doch das Licht aus!“

„Nein, ich brauche.“

„Aber wozu denn, um Gotteswillen? Willst Du einen Privat-Fackelzug veranstalten?“

„Nein, ich seh' sonst nicht.“

„Was mußt Du denn aber sehen?“

„Zum Singen.“

„Zum Singen mußt Du Dir leuchten?“

„Ja.“

„Nun, so leuchte Dir denn heim, wenn's denn sein muß — ich glaube, der Alte wird Dir das Geschäft bald abnehmen.“

Die letzten Worte waren nicht mehr verständlich, denn ein zitterndes „Schrumm, schrumm!“ von der Guitarre tönte durch die stille Nacht, und während des darauf folgenden Wirbels hatte Keuzen kaum noch Zeit, zum Gasthause zurückzueilen, als auch schon D'Neil's Stimme mit aller Macht über den öben Platz hinhallte.

„Durch die Wälder, durch die Auen

Zog ich, zog ich, zog ich, zog ich zu Dir hin,“

brüllte D'Neil, der sich nie viel um den Text seiner Lieblings-Arie gekümmert hatte. Sie war nur in den Noten,

nicht aber auch in den Worten ein Theil seines Ich's geworden.

„Ach, die Augen, die schönen blauen,
Zog ich, zog ich, zog ich zu Dir hin.“
Schrumm, schrumm, prrrrrprrrrumm!

Der Wirbel war beendet, und O'Neil fing seinen Text, den er offenbar aus einem Libretto entlehnt haben mußte, wieder von vorn an. Der Cognac machte dabei seine Wirkung geltend, denn die Töne dröhnten mächtig, wie ein Sturm läuten, über die kleine Stadt hin und waren von wunderbarem Effekt. Von dem vielfachen Echo gebrochen, war es, als kläge der ganze Chor einer nadowessischen Todtenklage durch, ja man konnte sogar das Gezeter exotischer Instrumente, das dumpfe Trommeln des Todtenmarsches heraus hören. Nicht einmal das schauerliche Geheul der Hunde fehlte dabei, im Gegentheil schien eine ganze Meute das Accompagnement übernommen zu haben.

Hie und da fuhr schon ein dem weichen Lager entrissener Kopf aus den schreckhaft geöffneten Fenstern und horchte auf die entsetzlichen Töne, die der Nachtwächter soeben seinem Horn entlockte und die sich innig in das nun tollende, grauenhafte Ensemble schmiegen.

„Durch die Wälder, durch die Auen
Zog ich, zog ich, zog ich zu Dir hin.“
Schrumm, schrumm, prrrrrprrrrumm!
„Ach, die Augen, die schönen blauen,
Zog ich, zog ich, zog ich zu Dir hin!“
Schrumm, schrumm, prrrrrprrrrumm!

Jetzt flog aber in der Wohnung des Obersten das Fenster auf, durch welches die wunderbare Serenade ihren Weg in's Schlafzimmer und in die Ohren des Obersten, aber auch in die seiner viel jüngeren Gemahlin gefunden hatte.

„Was Teufel ist das!“ rief der Oberst, den Uniformmantel, der ihm zum Schlafrock diente — ein wirklicher wäre ihm als unverzeihlicher Beweis höchst unmillitärischer Weichlichkeit erschienen — enger um sich schlagend.

„Zog ich, zog ich, zog ich zu Dir hin!“
Schrumm, schrumm, prrrrrprrrrumm!

„Ziehen Sie sich nach Hause!“ donnerte jetzt der Oberst hinab. „Was fällt Ihnen ein, Herr Oberleutnant? Was machen Sie da?“

O'Neil, die Gitarre um den Hals, den Leuchter noch immer in seiner Linken, verließ seine spanische Attitüde, nahm eine militärische Haltung an, und indem er mit der Rechten salutirte, meldete er in der Richtung, aus der die wohlbekannte Stimme erschollen war:

„Ich bringe eine Serenade, Herr Oberst.“

„Alle Teufel! Sind Sie toll?“

„Nein, Herr Oberst!“

„Und was machen Sie mit dem Lichte?“

„Ich leuchte mir dazu.“

„Herrrr!“ donnerte der Oberst, aber eine ganze Weile folgte nichts darauf. O'Neil hörte ein leises Geflüster, unterbrochen von dem Brummen seines Obersten, und, ihm selber unbewußt, benühten seine Lippen diese Pause, zum Zeitvertreib wieder einmal „O, Du lieber Augustin“ zu zischen, wobei ihm die Finger der rechten Hand mit taktgemäßem Wirbel auf dem Gitarrengehäuse Gesellschaft leisteten.

„Ich hoffe, Sie sind mit Ihrer Serenade zu Ende!“ klang es jetzt verhältnißmäßig viel milder, als zu erwarten stand, vom Fenster herab. Es hat doch sein Gutes, wenn Obersten verheirathet sind!

„Wie Herr Oberst befehlen.“

„Nun, so begeben Sie sich nach Hause und erwarten Sie meine weiteren Befehle morgen früh; und löschen Sie das Licht!“

„Ja wohl, Herr Oberst.“

Und O'Neil, der seine Huldigung so wenig gewürdigt sah, trat wirklich seinen Heimweg an und wollte gar nicht begreifen, daß seine Freunde Grund haben sollten, ihm zum glimpflichen Verlauf der Serenade Glück zu wünschen.

„Die Gitarre ist verstimmt,“ sagte er zu Fanny, der er Leuchter und Instrument übergab, „sie ist zu niedrig für meine Stimme.“

„Aber schön war's doch!“ versetzte die Kellnerin mit mühsam verhehltem Lachen.

„Sie sollten Konzerte geben!“ rieth Louise mit unnahelhaftem Ernste.

Man sagte sich gute Nacht, und O'Neil verließ die beiden Paare, um sich in sein Quartier zu begeben, das in einer der wenigen Seitenstraßen von Großbobelsdorf lag.

Am anderen Morgen erhielt er seines zeitig erwachten Obersten „weitere Befehle“ — sie lauteten: „Wegen Ruhestörung vierundzwanzig Stunden Hausarrest.“

III.

Die langen Stunden des Hausarrestes.

Der Sonntag war regnerisch angebrochen. Neuzen drehte sich vergnügt auf die andere Seite, um weiter zu schlafen, da er ja doch erst vor ein paar Stunden von Großbobelsdorf nach Hause gekommen war. Auschlafen! das Wort hat ohnedies einen ganz eigenthümlichen Reiz für jeden jungen Offizier, der die Schlaflosigkeit nur dem Hörensagen nach kennt und es nicht begreift, wie der Ritmeister solch' ein Hauptvergnügen darin suchen kann, schon zur Tagreville und Morgenfütterung in der Kaserne zu sein.

Der Major vollends, den doch rein gar nichts verhindert, bis in den hellen Mittag hinein zu schlafen, ist ihm völlig unheimlich und erscheint ihm als ein ruheloses Gespenst oder als ein vom Gewissen gepeinigter Verbrecher. Denn anders ist es gar nicht zu erklären, wie ein Mensch auf sein unangefochtenes, elastisches und wohlberechtigtes Bett verzichten kann, um sich nicht nur einer aufgehenden Julisonne entgegen, sondern auch in die athembeklemmende Atmosphäre eines nebliggrauen Wintermorgens hinauszuwerfen.

„Sind Alle nicht recht gescheidt!“ meinte Neuzen, indem er sich nun schon zum zweiten Male umwendete. „Wie ist das angenehm, so liegen bleiben und aufstehen zu können, wie man will! Das ist ein Göttergenuß!“

Aber er drehte und wendete sich immer wieder von einer zur anderen Seite — zum ordentlichen Schlafen konnte er es nicht mehr bringen. Es war recht boshaft von dem Organismus, welchen er momentan mißvergünstigt den seinen nannte, daß er gerade heute von dieser Gelegenheit keinen Gebrauch machen wollte. Das war ja so ärgerlich, daß

man versucht sein könnte, den eigenen Leib zu desavouiren. Sonst ist er kaum aus dem Bette zu bringen, und heute thut er gerade, als wäre es ihm um einen schon manch' hundert Mal ex officio betrachteten Sonnenschein zu thun.

„Wenn solch' ein paar Naturbewunderer,“ brummte er weiter, „einmal zu einem Sonnenaufgang kommen, so erscheint er ihnen wie ein wahres Wunder, expreß für sie angefertigt — wie man Wasserkünste produziert — und dann kann das Volk nicht begreifen, daß wir nicht ebenfalls außer uns sind oder daß wir gar das warme Bett einem solchen „nie dagewesenen Schauspiel“ vorziehen können. Bah! der allerhöchste Dienst sorgt schon für unser reges Naturgefühl. Aber es ist wirklich zum Teufelholen, daß ich gerade heute nicht schlafen kann! Und noch dazu nach solcher Nacht! Ha! Ned war doch zu komisch! Ob er wohl schlafen mag? Natürlich kann er's, nur mir geht's immer der Quere. Wozu ich nur befohlen habe, mich vor Mittag nicht zu wecken, als ob was zu wecken wäre! Joseph! Joseph! Nicht da? Ja freilich, der wird gewiß bei den Pferden sein. Ah, da kommt er!“

Die Thüre öffnete sich in der That. In's stockfinstere Zimmer trat Joseph, und im Vorzimmer hörte man das Klirren eines Säbels.

„Regnet es?“ fragte Neuzen.

„Nein, Herr Oberleutenant.“

„Hol's der — mache die Fenster auf.“

Der hellste, freundlichste Sonnenstrahl fiel heiter durch die geöffneten Läden und erfüllte das ganze Zimmer mit Licht und Sommerlust. Aber Neuzen's Stimmung wurde dadurch eher noch verschlimmert.

„Das auch noch!“ brummte er verdrießlich. „Gutes Wetter und zu Hause bleiben! Wenn's wenigstens geregnet hätte, daß keine Maus hinaus möchte. Nichte mir ein Frühstück, Joseph.“

„Der Korporal ist da!“ meldete dieser.

„Daß ihn hereinkommen.“

Joseph verließ das Zimmer, und gleich darauf trat ein Unteroffizier ein, der sich steif vor's Bett stellte.

„Nichts Neues, Herr Oberleutenant,“ rapportirte er. „Befehlen der Herr Oberleutenant?“

„Nichts — ich danke Ihnen,“ sprach Neuzen entlassend, und dann setzte er den Monolog fort: „Es wäre schade gewesen, wenn ich heute um den dienstlichen „Guten Morgen“ gekommen wäre. Ich glaube, wenn ich einmal unter der Erde liege, werde ich noch aus dem ewigen Schlafe auffahren und glauben, die Stimme des Korporals zu vernehmen, der mir meldet: „Nichts Neues — heute ist Reitschule, wie gewöhnlich.“ Aber dann werde ich mir in's Täustchen lachen und mich auf die andere, weniger wurmfstichtige Seite legen und weiter schnarchen und weiter modern. Nun, das Modern ging heute am Ende auch. Wird das ein langweiliger Tag werden! Wenn doch wenigstens Adele herausträme, aber die hat Probe und Aufführung. Es ist auch besser so,“ rief er nach einer Weile, während welcher er sinnend zum Fenster hinausegesehen; „sie wird mir ohnehin schon zu langweilig. Es ist ein Glück, daß die Konzentrirung so bald vorüber ist, dann geht die Geschichte doch zu Ende.“

Wieder sah er zum Fenster hinaus, sein Auge haftete

unbewußt auf einer hohen Pappel, auf deren Blättern der Thau die junge Sonne in farbigen Blitzen widerstrahlte. Die Pappel war ein Prachteremplar von einem Baume; wie die eine, so standen noch viele um das alte, schloßchenartige Gebäude und längs der weiten Umfassungsmauer des Parkes — denn so durfte man das kleine Wäldchen, das an den Blumen- und Gemüsegarten stieß, seiner prächtigen alten Bäume und seiner labyrinthartig angelegten Gänge wegen, mit vollem Rechte nennen. Aber über alle die Bäume und fast über das Hausdach hinaus ragten die Pappeln, von denen das ziemlich verkommene Gütchen seinen Namen hatte. Es hieß der „Pappelhof“.

Eine kleine Weile von Großbobelsdorf, der Stabsstation des Regiments, gelegen, war es nur für die Dauer der Konzentrirung sammt dem angrenzenden Dorfe mit Einquartierung belastet, und Neuzen, der ziemlich neugierig in das „alte Nest“ eingezogen war, fand im Besitzer einen nicht sehr umgänglichen, kurz angebundenen Advokaten aus der Residenz, der nach Umständen ein paar Wochen auf seinem Gütchen zubrachte, das er einmal wohlfeil gekauft hatte, ohne aber weiter etwas darauf zu verwenden. Sein Steckpferd war die Dekonomie, und seine ganze Erholung vom Akten-durchstöbern bestand eigentlich nur darin, die Feldarbeiten zu überwachen, Scheuer und Tenne zu kontrolliren, einen neuen Dünger zu erfinden und spanische Schafe zu züchten; diesen Beschäftigungen gehörte seine ganze Aufmerksamkeit auf dem Lande, er hatte keine Verbindungen mit der Umgebung angeknüpft und lebte die wenigen Wochen meist zurückgezogen in seinem Hause, das er verfallen ließ.

Die Mauern hatten lange, klaffende Risse, daß es ausfah, als wollte das Gebäude jeden Augenblick auseinanderfallen; das Dach hing schief, die Wetterhähne darauf sahen sich konsequent an und knarnten nicht mehr, dies thaten dafür Jalousien und Fensterläden, die meist schief und nur in einer Angel hingen; die andere war längst ausgebrochen.

Wie viele Zimmer überhaupt bewohnbar waren — Neuzen wußte es nicht — das seine und das, in welchem Joseph untergebracht war, sahen leidlich aus. Die Möbeln wären sogar jetzt, wo eigens Agenten zu diesem Zwecke reisen, Rococco-Möbel aufzufinden, kostbar gewesen; aber freilich hätten sie einer bedeutenden Reparatur bedurft, denn wie sie waren, schienen sie eher in den Ofen, als in ein Wohnzimmer zu gehören.

Neuzen kehrte sich nicht eben viel an das Alles. Nachdem die erste Begrüßung mit seinem Hausherrn keine sympathische Annäherung in Aussicht stellte, setzte er sich auf seinen Sack und trachtete gleich am ersten Tage nach Großbobelsdorf zum Essen. Da hatte gerade eine Truppe ihre Bude aufgethan. Neuzen machte Adele's Bekanntschaft und kehrte erst nach Mitternacht heim, um nächsten Tages alsbald nach dem Dienste wieder fortzureiten, und so Tag für Tag, nun schon seit drei Wochen.

Neuzen sah noch immer die Pappel an, als ihm sein Diener schon das Frühstück brachte, das er heut' ausnahmsweise, diesem widerpenstigen Körper zum Troste, im Bette einnehmen wollte. Joseph reichte seinem Herrn die türkische Pfeife mit dem langen Weichselrohre und ging wieder. Der Pfeife entstiegen bald duftige blaue Wölkchen, und aus ihnen

bildete sich die Pappel, welche nun ganz so aussah, wie diejenige, auf welche Keuzen das Regiment zuzuführen beschloffen hatte; dann saß plötzlich wieder auf einem anderen Wöllchen, das wie eine Kuh aussah, ein kleines Teufelchen und kicherte, und dabei fuhr es wie ein Blitz voll boshaften Spottes über des jungen Mannes Züge, der mit einem Male alle Faulenzerei satt zu haben schien, denn er sprang, allerdings im äußersten Negligee, mit beiden Füßen aus dem Bette.

Etwaige schöne Leserinne sind wohl so freundlich, bei dieser Gelegenheit auf einige Minuten mit der Hand die Augen zu schließen und ihren gerechten Unmuth gegen mich und meinen Freund Keuzen zu bezwingen. Besonders dieser verdient Nachsicht, denn er meinte allein zu sein, und so eilte er denn auch, rücksichtslos gegen seine Toilette, und nur der momentanen Eingebung folgend, an den Tisch, welcher, der einzige seinesgleichen, den mannichfachsten Dingen zum Aufenthalt diente.

Fastig riß Keuzen ein Blatt Papier aus der Unterlage von gepreßtem Leder und begann voll Eifer darauf zu zeichnen, wobei immer wieder ein schadenfroher, spöttischer Blitz über seine Züge hinslog. Dazwischen rauchte er eifrig aus seiner Pfeife fort. Jetzt schien er fertig zu sein, denn er warf den Bleistift weg und hob das Blatt erst vor seine Augen, hielt es dann mit befriedigtem, ironischem Lächeln weit von sich ab, um den Total-Effekt zu beurtheilen.

In dem Augenblicke rauschten plötzlich einige wohl-lautende Akkorde von einem eigenthümlichen, gänzlich fremden Instrumente zum Fenster herein und drangen so überraschend unvorhergesehen an Keuzen's Ohr, daß er ganz erstaunt aufsaß, die Zeichnung auf den Tisch fallen ließ und nur mechanisch an seinem Tschibuk weiterzog.

Aus den Akkorden wurde eine Melodie, und Keuzen, der anfänglich an wandernde Harfenisten gedacht und schon — denke Dir, schöne, züchtige Leserin — wie er war, an's Fenster eilen wollte, sah jetzt, oder hörte vielmehr aus dem Ernste und der Reinheit des Spieles, daß die Hand eine geschulte und das Instrument ein komplizirtes sein mußte. Harfe war es nicht, auch keine Zither, obwohl es von beiden etwas hatte; manchmal gemahnten die Töne an ein Klavier, aber ebenso gut konnte es der Leierkasten eines Savoyardenknaben sein, der darnach seinen Affen oder sein Marmelthier tanzen macht. Nein, nein, dazu paßte das Stück nicht.

„Bei Gott, das ist ja, wenn ich etwas davon verstehe, eine Sonate von Beethoven!“ rief Keuzen überrascht aus, und zwar ebenso sehr überrascht durch das Faktum an sich, als durch sein außerordentliches Musikgenie, da er so glänzend ein Wiedererkennen der oft genug gehörten Mondscheinsonate dargethan. „Hätte nicht gedacht, daß der alte Rechtsverdreher so schön zu musizieren versteht. Aber ich habe noch nie von einer Sonate auf der Zither gehört, und Harfe wird das alte Haus doch nicht zupfen?! Merkwürdig,“ reflektirte er weiter, „was diese Civilisten doch für sonderbare Käuze sind! Müssen doch eine ganz abnorme und unmotivirte Abneigung gegen uns haben. Spielt der Alte wundervoll, läßt aber nicht einen Ton hören, so lange ich zu Hause bin — und nun, wenn er mich weggeritten meint, wie jetzt, da geh's los — als ob ich Lust bekommen könnte, einen Ball in

seinem Eulennest zu veranstalten und ihn mit Gewalt der Waffen zum Orchester zu pressen.“

Während dieses Selbstgespräches hatte die Sonate ihren ganz gewöhnlichen Verlauf, — aus dem majestätischen, beinahe etwas zu kräftig gespielten Adagio war das Allegretto geworden, und mit ganz vergnügter Miene trat nach dieser Ouverture der Bursche Joseph auf, in der einen Hand ein riesiges Schaff, in der anderen einen ebenso riesigen Eimer mit Brunnenwasser tragend. Unbefragt wagte er keine Bemerkung zu machen, aber in seinem Schmunzeln lag deutlich die Frage:

„Nicht wahr, das ist schön, Herr Oberlieutenant?“

Keuzen erinnerte sich seines Grundsatzes: Sich über nichts zu wundern, den er immer beflissen war, vor Anderen, selbst vor seinem Diener, durchzuführen, mochte er auch innerlich noch so sehr überrascht sein. So that er denn auch jetzt desgleichen, als höre er nichts Ungewöhnliches und als sähe er keine bemerkenswerthe Veränderung in den Zügen seines Joseph. Es trat auch eine längere Pause ein, und Keuzen begann seine Toilette.

Eine Weile darauf klangen wieder die räthselhaften Töne zum Fenster herein — ein anmuthiges Lied, mit modernem Geschwürkel daran, das, obzwar Phantasie geheißten, meist einen gänzlichen Mangel an Phantasie mit rein technischem Getändel verdecken will. Das Lied ward mit Gefühl, das Phantasiegeklimper mit großer Geläufigkeit vorgetragen, bis es mitten in einem endlosen Laufe, wie unwillig abgebrochen, aufhörte.

Keuzen war mit über das Gesicht herabgekämmten Haaren regungslos sitzen geblieben und bot so einen verwilderten, bösewichtartigen Anblick, der einen weit weniger verführerischen Eindruck hervorgerufen hätte, als seine sonst wohlgeschmeichelte, wellig emporgebürstete Frisur.

„Spielt der Alte alle Tage?“ fragte er jetzt seinen Burschen.

„Das spielt nicht der Alte.“

„Nicht der Alte? So? Also etwa der Verwalter?“

„Nein, Herr Oberlieutenant.“

„Wer denn also?“

„Das junge Fräulein,“ schmunzelte Joseph und verzog in seiner Seligkeit die Mundwinkel bis zu den Ohren.

Wie der Blitz fuhr Keuzen auf seinem Stuhle herum, aber er sprach kein Wort; langsam wandte er sich wieder dem Spiegel zu, und erst nach einer geronnenen Weile fragte er mit dem täuschendsten Anschein von Gleichgiltigkeit weiter:

„Also ist ein junges Fräulein hier? Seit wann denn?“

„Seit drei Tagen.“

„Und Du hast mir nichts davon gesagt?“

„Der Herr Oberlieutenant haben ja nicht gefragt.“

„Richtig, und ich kann kein Geklatsche leiden. Aber weißt Du vielleicht, wer das Mädchen ist?“

„Die Tochter vom Alten.“

„Der Alte hat eine Tochter?“

„Ja, und eine Frau auch. Die ist auch hier.“

„Ist sie jung?“

„Schon fünfzig Jahre alt,“ versetzte Joseph, den Kopf hin und her wiegend, „und dick, sehr dick.“

„Das Fräulein fünfzig Jahre alt?“

„Nein, die Mutter.“

„Esel, die Tochter, frag' ich.“

„Ja so, die? die ist ganz jung und frisch.“

„Warum hast Du — Ja so!“ unterbrach sich Keuzen selber, indem er sich erinnerte, seinem Diener oft genug eingeschärft zu haben, wie ein guter Bursche wohl Ohren, aber keine Zunge haben müsse, außer er werde von seinem Herrn gefragt. Er beschloß, für die Zukunft diese Maxime, wie jede Regel, mit Ausnahmen zu versehen, indeß beeilte er nun seine Toilette, und als er damit fertig war, nahm er seine Kappe, um, einem ahnungsvollen Impulse folgend, in den Garten hinabzueilen.

Schon hatte er die Klinker in der Hand, als er dieselbe wieder losließ und heftig mit dem Fuße stampfte.

„Der Teufel hol's!“ rief er laut, und in seinem Innern setzte er hinzu: „Ich habe ja Hausarrest!“ und für die „genehmigten Ohren“ seines Burschen fügte er laut hinzu: „Ich habe ja noch das Thema fertig zu arbeiten.“

Joseph lächelte heimlich in die Decken und Polster hinein, die er eben auf dem Bette seines Herrn in Ordnung brachte. Als ob er nicht schon längst durch seinen Vertrauten, den Westwind, erfahren hätte, was Tags vorher auf dem Exerzierplatze vorkam, und somit auch ahnen konnte, welches Thema seinen Herrn eigentlich an der Recognoscierung im Parke hindere.

Um seinen Ausruf plausibel zu machen, setzte sich Keuzen an seinen Tisch, legte einen schönen weißen, reglementsmäßigen Bogen vor sich hin und kalligraphirte mit großem innerem Widerwillen eine Meldung an seinen Obersten, bei dem er sich für die erhaltene Strafe bedankte. Diesen Akt der Demuth legte er offen auf die eine Ecke des Tisches, um ihm unbeschränkte Zeit zum Trocknen zu gönnen, und nahm ein Buch zur Hand, in dem er bald voll Eifer las.

Es war ein Roman der Sand und schien ihn nicht wenig zu fesseln, denn im Nu waren ein paar Stunden verflossen.

Es klopfte wieder an der Thüre, und abermals trat der Korporal ein, der schon am Morgen Keuzen's Reflexionen wachgerufen.

„Herr Oberlieutenant, ich melde gehorsamst, der Herr Rittmeister ist soeben angekommen.“

Eilig sprang Keuzen auf und wollte den Säbel unnehmen.

„Der Herr Oberlieutenant möchten sich nicht stören lassen. Der Herr Rittmeister will die neuen Hafersäcke selber ausgeben — er braucht den Herrn Oberlieutenant nicht und wird dann selber heraufkommen.“

Der Korporal salutirte und verschwand, und Keuzen warf seinen Säbel ärgerlich wieder in die Ecke.

„Immer muß man erinnert werden, daß man festhält,“ murkte er, „aber ich muß noch dankbar sein für den rückfichtsvollen Dispens, daß mich Möllern gleichsam freiwillig vom Dienste und vom Ausgehen befreit — um die Leute glauben zu machen, es finde wirklich kein Hinderniß statt, wenn ich Lust habe, das Haus zu verlassen. Ach, wie lang wird dieser elende Tag! Es prickelt mir wie tausend

Ameisen durch alle Adern — es drängt mich hinaus, nur wenigstens in's Freie. Nein, dageblieben! Es ist nicht zum Aushalten!“

Keuzen's Gedanken erhielten jetzt eine andere Richtung, erregte Stimmen schlugen an sein Ohr. Die eine derselben erkannte er für die seines mürrischen Hausherrn. Erst horchte er nicht näher hin, als aber der Wortwechsel im Garten unten immer heftiger wurde, trat er an's Fenster und sah, wie Herr Doktor Nummer, mit einem leeren Hafersacke in der ausgestreckten Hand, erbittert gegen einen seiner Knechte gestikulirte, mit dem er aus der nicht weit entfernten Scheune getreten war. Der Streit mochte schon länger gewährt haben.

„Nicht einen Tag bleibt Er mehr im Hause, Er Lump!“ rief Herr Nummer. „Sein Geld kann Er gleich haben, und dann fort mit Ihm!“

„Und ich geh' nicht! Bis Michaeli bin ich angenommen,“ schrie der Knecht, ein brutaler, tüchtlicher Geselle, dessen unheimliche Züge Keuzen schon einige Male mißliebig aufgefallen waren. „Und ich geh' nicht! Ist's nicht eine Schande, wegen einer solchen Lumperei so ein Geschrei zu machen!“

„Ja wohl ist's eine Lumperei, den Pferden das Futter zu stehlen und es alsdann zu verkaufen!“

„Ach was! Mein Mariandl muß auch einmal ein neues Kopfstuch haben!“ entgegnete der freche Bursche mit wiederndem Gelächter.

Dem Advokaten schien die Stimme zu versagen. Zitternd vor Aerger und Aufregung schrie er:

„Fort, im Augenblick fort, oder ich lasse ihn auf der Stelle einsperren, Nichtswürdiger!“

„So, so! Na, ist schon recht!“ entgegnete der Knecht mit boshaftem Ausdruck, indeß er sich langsam bückte, um die von seinem Herrn hingeworfene Banknote vom Boden aufzuheben. „Beim Einsperren müssen aber Zwei dabei sein. Ich geh' schon, ich geh' schon! Aber ich werd' mir's merken und vielleicht komm' ich einmal wieder!“

Keuzen, in dem es kochte, obwohl ihn die ganze Sache gar nichts anging, warf das Fenster mit einem Fluche zu; empört trat er in's Zimmer zurück.

„Ich möchte den Kerl niederschlagen, wenn ich hinab könnte. Diese kolossale Frechheit!“ murmelte er, heftig auf- und abschreitend. „In allen Muskeln zuckt's mir! Ist das ein Mensch! So ein Anblick thut gut gegen überschwengliche Philantropie. So sieht der in der Wolle gefärbte Sozialist aus! Ich wünsche Ihnen, Madame la Marquise, daß Sie sich diese Scene mit angesehen hätten. Unmittelbar auf die Lektüre des Consueto thut so etwas gut — man könnte am Ende noch verführt werden, mit den Bewohnern der „westlichen Ausläufer der Karpathen“, wie sie den Böhmerwald nennt, für hussitischen Kommunismus zu schwärmen. Der Galgenvogel hat mich ganz aus der romantischen Stimmung gerissen. Aber hätte ich nur hinunter gedurft, ich hätte ihm mit Wollust einen Denktzettel gegeben — der Alte hat sich wohl gefürchtet — aber ein rechter Jagdhieb mit der Reitpeitsche hätte mein Gemüth erleichtert.“

Pflaudereien am Kamin.

Die Ambra-Schnur.

Bulgarische Volksfage.

Zu der Zeit, als christliche Könige über Bulgarien zogen, fielen die Türken oftmals über die Grenze und schleppten Weiber und Kinder fort. Die Kinder setzten sie vorn auf die Sättel und die Weiber hinten auf die Kruppe, und damit sie nicht vom Pferde fielen, nahmen sie einen Finger der armen Mädchen zwischen die Zähne.

So hatte Herr Merkur von seinem weißen Thurm aus gesehen, wie ein Trupp schreiender Frauen nach der Grenze zu trabte. Da pflanzte er seine Fahne auf und sammelte um sich seine dreizehn Bettern und drei Neffen, alle mit blanken Waffen.

Am seines Hofes Thür stand seine schöne Gattin Euphemia und hielt den Zaum des Pferdes. Ehe er sich über den Bügel schwang, gab er ihr eine Schnur von Ambra und sprach zu ihr:

„Bleibst Du mir getreu, so wird die Schnur ganz bleiben; wenn Du mir aber ungetreu wirst, reißt der Faden und die Perlen fallen heraus.“

Darauf ist er fortgeritten und Niemand hat Etwas von ihm gehört. Die Frau glaubte, es hätten ihn Arnauten gefangen und weithin verkauft. Nach drei Monaten aber kam der dreizehnte Better zu ihr zurück. Der hieß Spiridion Petrowitsch; seine Kleider waren blutig und zerrissen, er schlug sich an die Brust und erzählte, wie die Türken im Hinterhalt Herrn Merkur überfallen, wie alle von dem Stamme niedergemacht und nur er, Spiridion Petrowitsch, durch List entkommen sei.

Euphemia schrie erst und jammerte. Sie warf sich auf die Erde, wälzte sich dort und zerriß ihre Kleider. Aber Spiridion lächelte dabei, und so oft sie mit Weinen inne hielt, flüsterte er ihr ins Ohr:

„Höre auf zu weinen, Herr Merkur sieht es nicht mehr. Ein Arnaut schnitt ihm den Kopf ab. Der Kopf steckt auf einer hohen Stange ohne Augen und sieht nicht mehr, was hier geschieht.“

Der treue Hund heulte um den Herrn, des Helden Kopf im Stalle wieherte, aber die Gattin trocknete ihre Thränen, und noch an demselben Abend schlief sie in den Armen des Spiridion Petrowitsch. —

Herr Merkur war indeß im Lager bei seinem Könige. Nach drei Monden sagte dieser zu dem Helden: „Reite nach meiner Burg in Klissa und heisse die Königin mich im Felde besuchen.“ — Herr Merkur schwang sich auf sein Pferd und ritt ohne Raft drei Nächte und drei Tage.

Als er am Abend des dritten Tages an den Zetinger See gekommen, befahl er den Dienern, sein Zelt aufzubauen, dann stieg er den steilen Rand zum See hinüber, um zu trinken. So gut sollte es ihm aber nicht werden, denn den See bedeckte ein dichter Nebel, das Wasser rauschte und durch das Rauschen und den Nebel drangen verworrene Stimmen. Endlich ging der Vollmond auf, der Nebel sank, der See glättete sich und nun gewahrte Herr Merkur ein Heer von Zwergen, welches über die Fläche dahergeschritten kam, wie auf einer festen Eisdecke. Je näher aber die Reiter dem Ufer kamen, um so größer wurden sie, und endlich waren sie zu Riesen angewachsen.

Einer von ihnen ritt auf einem muthigen Klappen den andern weit vor; er kam so nahe und tummelte sich so, daß Herr Merkur merkte, wie er mit ihm kämpfen wolle. Da schwang Herr Merkur sich auf sein Roß, schlug ein Kreuz, senkte die Lanze, spornte sein Roß und jagte mit verhängtem Bügel gerade auf das Gespenst los. Acht Mal raunten die Weiden gegeneinander, aber jedes Mal knickten ihre Lanzen auf den glatten Harnischen, als wären sie eitel Hollunder-

holz. Aber Merkurs Roß war viel schwächer und stürzte bei jedem Stoß auf die Kniee. Da bot er dem Gespenst an, sie wollten Beide vom Pferde steigen und zu Fuß kämpfen.

So geschah es. Das Gespenst fuhr nun gleich auf Herrn Merkur los; aber obgleich es viel größer und stärker war, warf der es doch zu Boden. Da sprach das Gespenst:

„Du hast mich überwunden, nimm nun als Lösegeld den guten Rath und kehre nicht zurück nach Deinem Hofe, denn dort findest Du Deinen Tod.“ —

Darauf verschleierte sich der Mond und das Geisterheer versank in die Erde.

Herr Merkur sprach: „Ein Thor, wer sich mit Geistern in einen Kampf einläßt. Was habe ich nun vom Siege? ein lahmes Pferd und eine böse Prophezeihung!“ —

Doch ließ er sich durch die Prophezeihung nicht hindern, denn ihn drängte es, sein Weib zu küssen.

Darauf kam er bei hellem Mondenschein zum Kirchhof von Bogoschiani. Priester und Klageweiber standen dort mit dem Tschauß an einem frischen Grabe. Und beim Grabe saß ein todter Held; den Säbel hatte er an der Seite und einen schwarzen Schleier über dem Antlitz. Herr Merkur fragte:

„Tschauß, wen wollt Ihr da begraben?“

„Wir begraben unsern Herrn Merkur, der heut gestorben ist,“ war die Antwort.

Der Reiter lachte laut auf, aber mit einem Male wurde der Mond finster und Alles verschwand. —

Nun kam er zu seinem weißen Hofe. Am Thor trat ihm Euphemia entgegen, er küßte sie und sprach: „Hole mir jetzt das Halsband, Euphemia, das ich Dir vor der Reise anvertraut habe, denn wolltest Du mir auch schwören, Du wärest mir treu geblieben, so will ich mich doch an der Schnur von Ambra überzeugen.“

„Ich will sie holen,“ sagte Euphemia. — Aber die Zauberschnur war längst zerrissen, und sie hatte eine andere geknüpft, die ihr völlig ähnlich war, die Perlen aber hatte sie vergiftet. Herr Merkur rief:

„Das ist ja nicht mein Halsband!“

„Zähle mir genau die Perlen,“ antwortete Euphemia, „Du weißt ja, es waren siebenundsiebzig.“

Herr Merkur zählte nun die Perlen mit den Fingern, und damit es schneller gehe, feuchtete er die Finger mit der Zunge. So drang ihm, während er zählte, das seine Gift durch die Haut. Als er nun bis zur sechsundsiebzigsten Perle gezählt, da seufzte er auf und fiel todt zu Boden.

B. P. B.

Die Taktik der chinesischen Bettler, reichliche Almosen zu erhalten, ist ebenso sicher, als einfach. Sie gehen fast immer paarweise; Jeder führt eine große Trommel bei sich, die er vor den Ohren Dessen ertönen läßt, den er zum Opfer ansersehen hat, und sie stellen ihre infernalische Musik nicht eher ein, bis sie erhalten haben, was sie wünschen. In Europa würde die Polizei solchen Expressungen bald ein Ende machen; in China aber kümmert die Regierung sich gar nicht um die Armen, sondern überläßt es ihnen, wie sie sich ihren Unterhalt erwerben wollen. Niemand ist gehalten, Almosen zu geben; man darf aber auch die Bettler weder fortjagen noch sie schlagen; sie müssen sich jedoch mit Dem begnügen, was man ihnen giebt. Uebrigens soll es nur wenige Bettler, Bettler von Profession gar nicht geben.